

Die

Stammsage der Germanen

und die

älteste Geschichte der deutschen Stämme.

Von

Friedrich Stein.



Erlangen.
Verlag von Fr. Junge.
1899.

K. b. Hof- u. Univ.-Buchdruckerei von Fr. Junge (Junge & Sohn), Erlangen.

Vorrede.

In einer früheren Schrift „Die Völkerstämme der Germanen nach römischer Darstellung“ habe ich den Versuch gemacht, einzig auf der Basis der Quellenschriftsteller die Beziehungen und das Verhältnis, worin die verschiedenen Angaben derselben über die germanischen Völkerstämme zu einander stehen, darzulegen und klarzustellen. Schon hierbei mußte ich mehrfach die Stammsage der Germanen berühren, ohne in erschöpfender Weise auf sie eingehen zu können. Dieselbe ist nun zum Gegenstande einer eigenen Abhandlung gemacht, welche auf eine Untersuchung ihrer einzelnen Bestandteile eingeht und besonders die Scheidung der mythischen Einkleidung und des geschichtlichen Kernes offen zu legen sucht.

Den Anfängen der deutschen Geschichte geht ein Mythus von der Entstehung des Volkes voraus, der in seiner Darstellung bei Tacitus durch die Verschiedenartigkeit seiner Teile auffällt. Der erste Teil ist von wirklich dichterischem Gehalte, er zeigt uns aus einem alten Liede einen aus der Erde entstiegenen Gott Tuisko, dessen Name seine zwiefältige Natur anzeigt, und seinen Sohn Mannus, des Volkes Ursprung und Gründer. Aber das Bindeglied zwischen des Volkes Gründer Mannus und den Stämmen des Volkes und letztere selbst werden in einer unpoetischen und überdies unbestimmten Form vorgebracht. Nüchterner und unbestimmter kann man sich darüber nicht ausdrücken, als wenn man, wie es hier geschieht, sagt: „Sie legen dem Mannus drei Söhne bei, nach denen die zunächst am Meere wohnenden Ingävonen, die in der Mitte Hermionen, die übrigen Istävonen benannt würden.“ Dies ist nicht die Wiedergabe eines Liedes, welches Helden feiert; Helden aber sind die Söhne des Mannus, die Urväter der Stämme, denn sie sind eben die Heroen dieser Stämme. Wo hat man es je erhört, daß in alten Stammsagen der Held nicht mit Namen genannt

und gefeiert, nicht vielmehr gerade sein Name hervorgehoben, sein Name der Mittelpunkt des feiernden Liedes ist? Und daß vollends, wie es hier geschieht, sich so ausgedrückt wird, als ob man nicht bestimmt wisse, daß es drei Söhne des Mannus gab, indem es bloß heißt: „Sie legen ihm drei Söhne bei"? und endlich noch die Bezeichnung der Stämme selbst mit ihrer örtlichen Lage könnte eher in einer Geographie stehen, als in einem Helden feiernden Liede.

Zu einer solchen Beschaffenheit des zweiten Teiles der Stammsage tritt noch ein weiterer auffälliger Umstand, wenn man daran geht, geschichtliche Spuren von Ingävonen, Istävonen und Hermionen zunächst im deutschen Volke, dann auch anderswo, zu suchen. Die Wahrnehmung, welche dabei Müllenhoff gemacht und in seiner Abhandlung über Tuisko und seine Nachkommen hervorgehoben hat, daß nämlich die geschichtlichen Nachrichten es beweisen, daß diese Namen gar nicht, wie andere Namen von Völkern oder Völkerverbänden im Gebrauche waren, brachte ihn auf den Gedanken, sie hätten eine nur religiöse Bedeutung. Dadurch verliert freilich die Stammsage den einer Stammsage im wahren Sinne des Wortes zukommenden Charakter, die Söhne des Mannus sind dann keine Stammesheroen mehr, nicht leibliche Ahnherren der Stämme, sie sind Götter, die unter einem Beinamen verehrt werden, nach dem sich die zu des Gottes Verehrung vereinten Stammesgenossen benennen. Doch auch ein Gebrauch der Namen in diesem Sinne findet sich in Volk und Geschichte nicht und es bleibt die geschichtliche Wahrheit bestehen, daß keine Spur von ihrem Gebrauche für ein deutsches Volk oder für einen deutschen Völkerverband irgend welcher Art sich im deutschen Volke, in seiner Geschichte nachweisen läßt, sondern einzig und allein findet sich ihr Gebrauch bei römischen Schriftstellern zu dem ausschließlichen Zwecke der Bezeichnung germanischer Völkerkomplexe mit steter Hervorhebung ihrer örtlichen Lage.

Unter diesen Umständen erregte meine Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße eine in dieser Beziehung weniger beachtete Stelle bei Tacitus, da, wo er von einer gegen den zweiten Teil der Stammsage, der die Ingävonen, Istävonen und Hermionen aufgenommen hat, gerichteten Opposition spricht. Da dies für die Genesis meiner vorliegenden Schrift von Bedeutung ist, so wird mir gestattet sein, schon hier näher darauf einzugehen. Dem Tacitus war nach seinem im Eingange des zweiten Kapitels seiner Germania ausgesprochenen Standpunkte, wonach er die

Germanen für Autochthonen halten wollte, derjenige Autor willkommen, der ihm den erdentstiegenen Gott der Germanen, Tuisko, als Anfang des Volkes zur Kenntnis brachte, und er nahm auch den an dessen Mitteilung angehängten zweiten Teil mit in Kauf und Gunst. Die Opposition hiergegen war ihm unsympathisch, wie schon in der Art ihrer Behandlung hervortritt. Diese Opposition will weder dem Autor des zweiten Satzes der Stammsage in Konjekturen Konkurrenz machen, noch will sie genealogisch dem Gotte des ersten Teiles sich anschließen, sondern sie behauptet, daß der appellationes gentis vier seien, und daß der Charakter solcher appellationes den Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen nicht zukomme. Müllenhoff in oben beregter Abhandlung will die Worte gentis appellationes mit „im Volke gangbare Namen" wiedergeben. Wir werden aber deren Bedeutung vollständig erfassen, wenn wir den Genitiv gentis adjektivisch ausdrücken, wie Tacitus auch ein entsprechendes Adjektiv genticus kennt. Es sind nicht nur im Volke gangbare, möglicherweise fremde Namen gemeint, sondern solche, die auch sein Eigentum, also volkstümlich oder national sind, so daß von den Opponenten den Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen der Charakter volkstümlicher, nationaler Namen abgesprochen wird. Allein die Opponenten scheinen sich nicht mit dieser Negation begnügt zu haben, denn unmittelbar an ihre Negation schließen sie den Übergang auf das vocabulum Germaniae. Dazu hätten sie hier gar keinen Anlaß gehabt, wenn sie nicht für die Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen auf das Wort Germanen hätten exemplifizieren wollen, so daß das Übergangswort ceterum des Tacitus präciser als „item, auch" aufzufassen ist. Wenn nach Behauptung der Opponenten die Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen nicht vera nomina und nicht antiqua nomina der Stämme sind, so sind sie eben „neu aufgekommene" Namen, also recentia et nuper addita. Und so wird denn das vergleichende Zusammenstellen dieser Namen mit dem recens et nuper additum vocabulum Germaniae klar, das in einem noch von demselben Subjekte und demselben Verbum abhängigen Satze geschieht.

Hiermit hatte mein Suchen nach dem Ursprunge und der Grundbedeutung der drei Namen eine leitende Fährte gefunden, wobei insbesondere das Wort Hermiones ein guter Leiter war, weil es dreimal in immer weiter modifizierter Anwendung vorkommt. Immer mehr stellte sich auf diesem Wege die Konformität der Art und der Anwendungs-

weise zwischen jenen drei Namen und dem Namen Germanen heraus und ich wurde zu der Annahme geführt, daß diese Namen ursprünglich zur Bezeichnung dreier Landesteile Germaniens und ihrer Bevölkerung dienten, je nachdem sie Gallien an der Küste oder am Rheine benachbart oder von Gallien weiter entfernt waren. Diese Namen sind wohl älter, als die Nachbarschaft der Römer mit den Germanen und erst durch die Gallier zu den Römern gekommen, mögen sie germanischen oder gallischen Ursprunges sein. Sie erlitten Modifikationen, welche besonders stark das Wort Hermiones betroffen haben, und treten in der Namenreihe der germanischen Stämme bei Plinius in der That an die Stelle früher bestandener oder noch bestehender alter Namen der westgermanischen Stämme als nomina recentia et nuper addita.

Indem die Gegner der mythischen Dreiteilung behaupteten, daß die im zweiten Teile des Mythus an die Söhne des Mannus geknüpften drei Stämmenamen erst neueren Ursprungs seien, bestritten sie zugleich die Eigenschaft dieses zweiten Teiles als eines ursprünglichen und echten Bestandteiles des Mythus, der dann dem unzweifelhaft alten Liede erst angefügt worden sein müßte. Wenn ich auf rechter Fährte gegangen bin, so bestätigt sich dies auch dadurch, daß das Wort Hermionen ursprünglich die bis ans Ostende Germaniens reichenden Bewohner dieses Landes begriff als ultimi Germaniae Hermiones, wie sie noch Mela nennt, während erst durch Plinius, der an das Ostende die Vandalen setzte, ihr Name auf die Mitte Germaniens beschränkt worden ist. Darum heißen sie bei Plinius mediterranei Hermiones und dann in dem zweiten Teile des Mythus medii Hermiones, so daß die Entstehung dieses Teiles erst in die Zeit nach Plinius, nicht lange vor der Niederschrift der Germania des Tacitus fallen müßte.

Die Verfechtung der wider die Ursprünglichkeit und Echtheit des zweiten Teiles jenes Mythus erhobenen Opposition, welche die ersten Abschnitte der vorliegenden Abhandlung füllt, scheint mir indessen minder wichtig, als der daran sich schließende historische Teil, welchen der fünfte und sechste Abschnitt enthält. Mit ihrer Opposition gegen den zweiten Teil des Mythus haben die Opponenten auch die Nennung von vier deutschen Völkernamen Marser, Gambrivier, Sueven, Vandalen verbunden und sie als vera et antiqua nomina deutscher Stämme bezeichnet. Es ist viel darüber gestritten worden, ob und inwiefern jene Namen bloß Völkerschaftsnamen oder auch Stämmenamen gewesen seien.

Entscheiden kann hier nur die Geschichte. Ich habe daher den Gebrauch dieser Namen zunächst als Völkerschaftsnamen in geographischer und historischer Bezeugung nachgewiesen, dann ihre Bedeutung als Inbegriff stammverwandter Völker festzustellen gesucht und in letzterer Hinsicht ihre Geschichte verfolgt vom Beginne der historischen Zeit bis dahin, wo politische Verhältnisse zur Bildung neuer Stämme führten. Weder der Mythologie, noch auch den im Übermaße zur Verwirrung der ältesten deutschen Geschichte führenden linguistischen Konstruktionen kann ich für den darin liegenden Aufbau der ältesten deutschen Geschichte einen Einfluß einräumen, sondern ich stütze mich dabei einzig auf Zeugnisse geographischer und historischer Schriftsteller des Altertums. Ich halte diesen historischen Teil um deswillen für den wichtigeren Teil, weil er die Erkenntnis geschichtlicher Wirklichkeit und nicht bloß mythologische Gebilde betrifft.

Was hier angedeutet ist und in weiterer Ausführung den Gegenstand der vorliegenden Abhandlung bildet, ist nur die Vertretung der schon bei Tacitus von den Gegnern der mythischen Dreiteilung ausgesprochenen Behauptung, daß die vier gentis appellationes Marsi, Gambrivii, Suevi, Vandalii im Gegensatze zu den Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen die vera et antiqua nomina der Stämme sind. Die Gründe, welche mich zum Anschluß an jene Behauptung bestimmten, und die sich hier niedergelegt finden, sind nicht das Ergebnis flüchtiger Eingebung, sondern sie reiften in einem Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert. Bald nach dem Erscheinen des Buches von K. Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, kam mir als Universitätsstudent dasselbe zur Hand und, da ich darin eine Beurteilung der Aufstellungen über germanische Stämme durch Plinius und Tacitus fand, welche neben den von mir kurz vorher in zwei Werken über Geschichte des deutschen Volkes von Luden und Kufahl gelesenen, unter sich auch verschiedenen Ansichten über dieselben Stämmereihen eine dritte abweichende Ansicht bildete, so suchte ich mich selbst darüber zu orientieren und schrieb schon 1839 meine Gedanken hierüber in einem noch aufbewahrten Hefte von Untersuchungen über die deutsche alte Geschichte nieder. Nachher habe ich diese Materie niemals mehr aus dem Auge gelassen, wennschon meine mich im äußersten Maße in Anspruch nehmende juristische Laufbahn mir nicht die volle Kraft übrig ließ, welche die Bewältigung und die Bearbeitung eines solchen Stoffes

erfordert, und ich meine schriftstellerische Thätigkeit auf historischem Gebiete auf die mir sehr lieb gewordene fränkische Spezialgeschichte beschränken mußte. Erst nachdem ich in vorgerücktem Alter mich vom juristischen Berufe zurückgezogen habe, wagte ich auch in jenen alten Dingen schriftstellerisch aufzutreten. Die erste Frucht war meine Schrift: „Die Völkerstämme der Germanen nach römischer Darstellung", welche in der gelehrten Welt ein so reges Interesse und freundliche Beurteilungen erfahren hat, daß es mich ermutigte, ihr nun diese Schrift folgen zu lassen, worin ich meine Auffassung der germanischen Stammsage und der ältesten Geschichte der deutschen Stämme veröffentliche zur geneigten Aufnahme und Würdigung. Wohl fühle ich, daß ich in einem Lebensalter stehe, in welchem die Natur der menschlichen Schaffenskraft ein Ende setzt, und daß ich nicht ein des Stoffes würdiges und ihn erschöpfendes Buch mehr herzustellen vermag, aber es mag sich im Rahmen der Abhandlung doch mancher Gedanke finden, der ein Samenkorn werden kann für ein vollendeteres Werk eines späteren Bearbeiters.

Schweinfurt im Dezember 1898.

Dr. Stein,
Justizrat und Bibliothekar.

1. Mythe und Geschichte.

Es ist nur ein einziger Satz von wenigen Worten, in welchem von Tacitus die Ingävonen, Istävonen und Hermionen als germanische Stämme genannt und ihre Stammväter an einen mythischen Mannus als dessen Söhne geknüpft werden, aber zahlreich sind die Erörterungen und weit auseinander gehen die Anschauungen, welche daran geknüpft worden sind von Mythologen und Historikern, für welche jener Satz von gleich hohem Interesse ist. Tacitus konnte, als er ihn schrieb, nicht ahnen, daß die Enkel der Germanen, welche der Inhalt angeht, dereinst eines der mächtigsten und gebildetsten Völker der Welt sein und das, was er hier schrieb, aufgreifen, zu begreifen und zu erklären suchen würden mit einem so großen Eifer, daß es keine kleine Bibliothek bilden würde, wenn man alles, was darüber geschrieben ist, zusammenbringen wollte.

Und dieser Eifer wird nicht erkalten, weil er gegründet ist in einem Gefühle, das in einem lebensfrischen Volke nie erlöschen wird. Jeder Mensch, jedes Geschlecht, jedes Volk blickt auf die Zeit seines Werdens, seines frühesten Daseins mit Wißbegierde und nicht minder mit Pietät zurück. Alles, was jene Zeit berührt und ihm davon Kunde giebt, bereichert nicht nur sein Wissen, sondern es bleibt ihm auch in pietätvollem Gedenken. Daher der nie erlöschende Reiz, der für den einzelnen Menschen, wie für ein ganzes Volk in allem liegt, was dazu dienen kann, ihm seine früheste Zeit vorzuführen, daher der nie erlahmende Eifer, sie offen zu legen.

Wohl haben die Völker und unter ihnen besonders eifrig auch das deutsche Volk es versucht, mit allen Mitteln, welche uns die fortgeschrittenen Wissenschaften bieten, in das Dunkel unserer Vorzeit zu

dringen, es aufzuhellen. Denn dunkel ist jene Zeit, in welche die Völker, wenn auch nicht die von ihnen gebildeten Staaten oder Gemeinwesen, nicht die Völker in ihrem politischen Dasein, aber in dem ethnologischen Sinne betrachtet, hinaufreichen. Wir Deutsche haben mit anderen europäischen Völkern uns eine eigene, neue Wissenschaft gegründet, die sich mit der arischen Vorzeit beschäftigt und bis in die Zeit vor der germanischen Urzeit hinaufdringen will. In ihr soll ja das germanische Volk erst geworden sein.

Das Werden eines Volkes ist eine Thatsache, die sich einmal ereignet hat, und gehört daher im Grunde der Geschichte an. Allein die geschichtliche Kunde, die beglaubigte Geschichte kann nicht von unserer, so weit von jenem Ursprunge des Volkes vorgeschrittenen und entfernten Zeit aus den Faden der Geschichte bis dahin zurückverfolgen. Aber der Trieb, sich wenigstens eine Vorstellung davon zu machen, erzeugt im Volke Gebilde der Phantasie, auf die es seine Verehrung für alles, was seine Vorzeit berührt, überträgt. Ja, diese Gebilde der Phantasie, die Mythen, erfreuen und fesseln uns mehr, als es in den meisten Fällen die nackte Wirklichkeit thun würde. Sie umranken die Geschichte, welche es versucht, in jene alten Zeiten aufhellend einzudringen, und man wird dem Historiker selbst böse, wenn die Geschichtsforschung mit der kalten Hand unerbittlicher Wahrheit ein liebgewonnenes Phantasiebild zerstört. Darum ergänzen sich Mythologie und Geschichte keineswegs. Es ist nicht richtig, daß die Mythe die Vorläuferin der Geschichte in dem Sinn ist, daß erstere eine werdende Geschichte wäre, und die Geschichte, wo ihr andere Hilfsmittel ausgehen, nach der Mythe greifen dürfte. Mythologie und Geschichte sind Gegensätze und die Grenze zwischen ihnen muß scharf eingehalten werden. Dort ist das Reich der Phantasie, hier ist das Reich der nackten Wirklichkeit. Vorläuferin der Geschichte sind Mythen nur insofern, als die Herrschaft der Mythen für jene Zeiten besteht, für welche es der Geschichte noch nicht möglich geworden ist, die nackte Wirklichkeit aufzudecken und nicht die jüngere Geschichte den Platz der älteren Mythe einnimmt.

Das deutsche Volk hat auch einen Schatz von Mythen. Er ist uns, aus heidnischer Zeit stammend und in christlicher Zeit aufgezeichnet, erhalten in der älteren Edda und in dem als Gylfaginning bezeichneten Teile der jüngeren Edda. Die ältere Edda giebt uns Lieder, welche germanische Götter- und Heldensagen aus einheimischer Volksüberliefe-

rung enthalten, der Gylfaginning genannte Teil der jüngeren Edda ist eine in Prosa geschriebene Darstellung germanischer Mythologie in der Form eines Zwiegespräches zwischen dem mythischen Schwedenkönige Gylfi und drei Asen. Die deutsche Mythologie muß immer auf diese, im germanischen Norden entstandene Aufzeichnung unsrer Mythen zurückgehen, wenn die Mythen darin auch in nordgermanischem Gewande erscheinen. Wohl können die Mythenforscher auch südgermanische Gegenden durchwandern und an diesem Orte und an jenem Orte, überall zerstreut Mythologisches finden, aber es sind nur Anklänge, selten kleine Bruchstücke, was sie zu finden vermögen. Verständlich werden sie erst in dem Lichte, das uns eben aus der Edda entgegenleuchtet, erst dadurch fügen sie sich in ein mythologisches Ganze. Das nordische Gewand kann uns am Zurückgehen auf die Edda nicht hindern, wenn man auch nicht vergessen darf, daß nordische Besonderheiten darunter verborgen sein können. Es ist hier, wie in der Sprache. Die Sprache der Germanen ist eine einheitliche in ihrem ganzen Grundbau und Wesen, die verschiedenen Zweige derselben zeigen in ihrem Typus nur einzelne Abweichungen.

Der einheimische Mythenschatz, wie ihn die ältere und die jüngere Edda darbietet, läßt uns in ihm wohl Mythen finden über die Entstehung der Riesen und über die Entstehung der Götter, oder, um die Sprache der Gelehrten zu reden, eine germanische Gigantogonie und eine germanische Theogonie, aber vergeblich suchen wir darin einen Mythus über die Entstehung des deutschen Volkes, eine germanische Ethnogonie. Dies ist nicht unerklärlich. Bei Beginn der geschichtlichen Zeit für die germanische Welt, die von ihrer Berührung mit den Römern anhebt, stellten sich den Römern die Germanen in allen ihren Gliedern nach ihrer äußeren Erscheinung, nach ihrer Sprache, nach ihren religiösen Vorstellungen, nach ihrem Leben und Treiben als ein einiges Volk dar, aber damals schon war lange, vielleicht seit Jahrhunderten, das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit des ganzen Volkes entschwunden. Dies ging soweit, daß es nicht einmal eines eigenen Namens sich bediente, um seine Gesamtheit zu bezeichnen. Wo das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Nation, ihrer Einheit in allen Gliedern fehlte, wo sollte da in der Nation eine Mythe von ihrer ethnologischen Einheit Nahrung finden? In der Römerzeit zeigt sich das völlig autonome Verhältnis der vielen Völkerschaften

der Germanen zu einander. Innerhalb der einzelnen Völkerschaften war die Verwandtschaft des Blutes von sehr hoher Bedeutung, aber die Verbindung der Völkerschaften nicht nur mit der Gesamtnation, sondern schon im Stammverbande war ein in ihrem politischen Leben ganz zurückstehender Faktor, ja der Stammverband war bei Beginn der Römerzeit hiefür bedeutungslos und verlor in kurzem jede Geltung. Auch die Stämme haben, wie wir sehen werden, in jener Zeit es nicht zu einem eigenen Namen gebracht, sondern nur Völkerschaftsnamen selbst geführt. Einzelne Völker haben Sagen über ihre Entstehung gebildet, die nicht an eine Stammsage des ganzen Germanenvolkes anknüpfen, wie die Langobarden, die Goten. Von einer germanischen Stammsage findet sich auch in den südgermanischen mythischen Resten keine Spur.

Doch empfand man das Fehlen einer ethnogonischen Mythe in der Edda nicht sehr, da man längst vor dem Bekanntwerden der Edda einen Ersatz darin finden konnte, daß man eine Mythe über die Entstehung des germanischen Volkes und seiner Stämme, wenn auch nicht in einer einheimischen Aufzeichnung, doch an den Nachrichten in des Tacitus Germania hatte, zu denen auch unser Satz von den Ingävonen, Istävonen und Hermionen gehört. Wir verstehen es, wenn Grimm, der Begründer der Wissenschaft der deutschen Mythologie, diese Nachrichten des Tacitus unschätzbar nennt. Doch ist sein Blick nicht so befangen, daß er in seiner Mythologie nicht die Frage wagte, ob Tuisko und Mannus, welche die Nachrichten des Tacitus originem gentis conditoresque nennen, nicht nur andere Namen für die in der eddischen Theogonie genannten Buri und Bör seien. Dann könnten bei den Namen Tuisko und Mannus freilich nicht die auf Ethnogonie weisenden Worte originem gentis conditoresque stehen, ein Einwurf, den dagegen auch Müllenhoff erhoben hat. Müllenhoffs Scharfsinn und Phantasie haben sich vereinigt, um den ethnogonischen Mythus des Tacitus zu einem stolzen Bau auszugestalten, bei welchem unser kleiner Satz einen Grundstein bildet. Es ist dies vor fünfzig Jahren geschehen, aber noch heute steht der Bau fast unversehrt. Unter den Mythologen ist zwar in neuerer Zeit eine Opposition im Werke gegen die Kultnamentheorie Müllenhoffs, wovon das Handbuch der germanischen Mythologie von Golther spricht und welcher man auch in Zeitschriften begegnet; doch diese Opposition ist schwächlich und steht sichtlich erst in ihren Anfängen. Und die Historiker? Die würde die Sache gar nichts

angehen, wenn nicht die Historie und historische Geographie dadurch daran beteiligt wären, daß die Ingävonen, Istävonen und Hermionen als germanische Völkerstämme genannt sind und zwar nicht in beliebiger mythischer Lokalisierung, sondern als Bewohner wirklich in Germanien gelegener Gegenden. Sonst würden selbst Tuisko und Mannus den Historiker nicht aufrufen, da ja die germanische Mythologie und Philologie bereits festgestellt hat, daß diese scheinbaren Eigennamen dies nicht sind, sondern Tuisko den zwiefältigen, die Natur von Mann und Weib in sich vereinigenden Gott und Mannus das denkende Wesen bedeutet, der auf den von ihm abgeleiteten Menschen das Denken als charakteristische Eigenschaft vererbt hat. Dies wäre also etwas rein Mythologisches, aber die Ingävonen, Istävonen und Hermionen sind Teile des germanischen Volkes und bewohnen Stücke deutscher Erde. Hier ist ein Gebiet, auf das auch Historiker Anspruch machen, auf welchem Mythologen und Historiker sich begegnen und, wie ich vorhin sagte, es sich einander streitig machen, da sie sich so wenig mit einander vertragen, wie blendendes, zündendes Feuer und klares, aber kaltes Wasser.

---

2. Des Tacitus Satz über die Söhne des Mannus als Urväter der Ingävonen, Istävonen und Hermionen.

Der Satz: Manno tres filios assignant, e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones, medii Hermiones, ceteri Istaevones vocentur ist ein streitiges Feld zwischen Mythologie und Geschichte. Die Mythologie sieht in diesem Satze die Reproduktion eines uralten Liedes, das einen ethnogonischen Mythus der Germanen enthielt, die Fortsetzung desselben Liedes, das im vorhergehenden Satze die Worte betreffen: Celebrant carminibus antiquis Tuisconem Deum terra editum et filium Mannum. Die geschichtliche Wahrheit, deren Wortführer ich hier sein will, stellt die Behauptung auf, daß dieser Satz sich selbst nur als Konjektur gebe und auch von Tacitus nur als solche bezeichnet sei, daß diese Konjektur in der Zeit der Flavischen Kaiser entstand und daß sie die hier stehenden Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen der Plinianischen Namenreihe der germanischen Stämme entnahm.

Zugegeben wird, daß in uralten Liedern die Germanen Tuisconem Deum terra editum et filium Mannum priesen, aber nicht als

originem gentis conditoresque, sondern in andrer göttlichen Eigenschaft, wovon im nächsten Abschnitte gehandelt werden soll, daß ferner unser Satz an die eben angeführten Worte anknüpfen will, aber nicht aus Liedern schöpfend, sondern auf dem Wege von Kombinationen. Die carmina antiqua sind keine Quelle unseres Satzes, sie stehen in einem anderen Satze, gehören zu einem anderen Thema des Kapitels, haben einen anderen Zweck und sind mit einem anderen Verbum verbunden. Das sind gehäufte Momente, aber so genau muß man zu Werke gehen, wenn man klar sehen will.

Das zweite Kapitel der Germania, in welchem unser Satz steht, handelt zuerst von der Autochthonie der Germanen, an welche Tacitus glaubt (ipsos Germanos indigenas crediderim), und er will diese Meinung durch drei Gründe in drei Sätzen stützen. Der erste Grund ist der adversus Oceanus, den zweiten bildet die niemand anziehende Unwirtlichkeit des Landes, welcher Grund in einem zweiten Satze folgt mit der einleitenden Partikel porro. Der dritte Grund liegt darin, daß die Germanen in ihren eigenen Liedern, was bei ihnen die einzige Art der Überlieferung ist, die Autochthonie des Volkes selber bestätigen, indem sie einen aus der Erde hervorgegangenen, also autochthonen Gott und dessen Sohn, der sonach der erste Mensch ihres Volkes ist, als Ursprung und Gründer des Volkes preisen — celebrant carminibus antiquis Tuisconem Deum terra editum et filium Mannum originem gentis conditoresque. Sachlich gehört dieser Satz zu den vom Thema der Autochthonie handelnden Sätzen und schließt die Reihe der davon handelnden Sätze ab. Daher würde bei einer größeren Anschmiegung an die Verschiedenheit der im Kapitel behandelten Themata denique oder ein ähnlicher Ausdruck am Platze gewesen sein. Dadurch würde zugleich markiert gewesen sein, daß nun ein anderes Thema folgt, das Thema von den Stämmen.

Allein Tacitus rückt einen anderen Gesichtspunkt in den Vordergrund, der formeller Natur ist. Die beiden ersten Sätze des Kapitels waren eigenes Raisonnement des Tacitus, der dritte Satz ist einer Vorlage entnommen und zwar derselben Vorlage, welcher auch der nächste Satz angehört. Da ferner das, was im Kapitel weiter folgt, ebenfalls eine Relation aus einer Vorlage ist, so beginnt der referierende Teil des Kapitels mit dem letzten Satze des Autochthonenthemas. Dessen Zugehörigkeit zu jenem Thema ist stilistisch nicht markiert, da-

gegen hat das aus den Vorlagen Entnommene, der referierende Teil des Kapitels einschließlich jenes Satzes, durch einen dreigliedrigen Periodenbau, in welchem jeder Satz ein vorangestelltes Verbum celebrant, assignant, affirmant zeigt, den Anschein eines stilistisch einheitlichen Ganzen erhalten. Dies verführte nicht nur die meisten Leser, sondern auch Erklärer dazu, den sachlichen Zusammenhang des mit celebrant carminibus antiquis beginnenden Satzes mit dem Autochthonenthema nicht zu beachten und zu verkennen, daß die Ausdrücke celebrant carminibus antiquis Deum terra editum, das Preisen des autochthonen Gottes durch die Germanen selber, eben das Faktum bezeichnen, das den dritten Grund für die Autochthonie abgeben soll und daß hiermit der einzige Zweck des Satzes erfüllt ist. Diese Verkennung führte zu der Meinung, als ob der eigentliche Zweck des Tacitus sei, den Leser in jenem Satze mit carminibus antiquis bekannt zu machen und damit in unserem Satze fortzufahren. So reißt denn auch Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 71 die beiden Sätze celebrant — conditoresque und Manno — vocentur aus dem sachlichen Zusammenhange einerseits des ersteren mit dem Thema der Autochthonie, andererseits des letzteren mit dem Thema der Stämme, stellt sie als ein einheitliches Ganze zusammen und thut den Ausspruch: „Tacitus bietet den Inhalt eines einheimischen Liedes vom Ursprunge des Volkes, Herminen, Ingäven, Istäven nennt dieses Lied als deutsche Zweige." Es ist aber gar nicht der Fall, daß uns Tacitus weiteres aus dem Liede mitteilt, als was er schon im ersteren Satze gesagt hat. Er bedient sich des Liedes nicht weiter und es hätte dies bei genauer Betrachtung auch Zeuß finden können, wenn ihn nicht die Freude, eines uralten einheimischen Liedes habhaft geworden zu sein, das trockene Wörtlein assignant hätte übersehen lassen. Das verschiedene Verbum in den beiden Sätzen celebrant und assignant mußte ihn schon darauf aufmerksam machen, daß in dem letzteren Satze nicht mehr von einem Liede die Rede, nicht mehr der Inhalt eines Liedes gegeben ist, dieser Satz durchaus mit den carminibus antiquis des vorhergehenden Satzes nichts mehr zu thun hat. Ein preisendes Lied, ein Loblied feiert oder celebriert seinen Helden, aber es giebt sich nicht mit assignare, beimessen oder zuschreiben, ab. Darum ist für die Bethätigung des Preisens des Tuisko und Mannus durch die Germanen das Verbum celebrant zutreffend. Die folgenden Sätze, die das

Stämmethema betreffen, Manno — vocentur und quidam — nomina haben aber andre Verba: assignant, das ein Beimessen oder Zuschreiben, und affirmant, das eine Behauptung anzeigt. Weder das eine noch das andere geschieht in einem Liede.

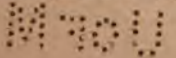
I. Ersteres Verbum assignant kommt zunächst in Betracht, es charakterisiert die Thätigkeit des Subjektes in dem Hauptsatze, den die Worte Manno tres filios assignant bilden. Assignare ist beimessen oder zuschreiben und bedeutet nichts anderes, als eine geistige Operation vornehmen, die bei nicht offenkundigen, nicht klaren, nicht außer allem und jedem Zweifel stehenden Thatsachen oder Verhältnissen durch Mutmaßungen zu einem endlichen Schlusse kommt, daß es sich so verhalte, wie der endliche Schluß besagt. Das Endergebnis, die Beimessung oder Zuschreibung selbst, ist also im Gegensatz zum Augenscheine, zur Gewißheit, zur Behauptung, nur ein mutmaßlicher Schluß, eine Konjektur. Wer aber hat die Konjektur hier gemacht, wer nimmt die Zuschreibung vor? Hier stoßen wir auf einen Mangel an der nötigen Fülle der Worte, wie ein solcher Mangel bei dem Streben des Tacitus nach Kürze und Energie des Ausdruckes mitunter vorkommt. Daß das Fehlen der ausdrücklichen Bezeichnung des Subjektes zu assignant wirklich ein solcher Mangel ist, ergeben die Schwierigkeiten, welche die Bestimmung des Subjektes begleiten. Schon bei dem ersten Satze des referierenden Teiles mußte der Leser sich das zu celebrant fehlende Subjekt aus den ersten Worten des Kapitels herholen und ipsi Germani supplieren, obgleich lauter Sätze mit anderen Subjekten vorausgingen. In unserem Satze das schon im vorigen Satze supplierte Germani nochmals zu supplieren, geht aus dem Grunde nicht gut an, weil es zu assignant nicht passen würde. Dieselben Germani, welche im Liede den Mannus als den ersten menschlichen Ahnherrn priesen, müßten dann von einem Zweifel befallen worden sein, ob derselbe drei Söhne hatte, welche die Stammväter der Stämme des Volkes geworden seien. Das mußte doch das Volk selbst wissen, daß von seinem ersten menschlichen Ahnherrn die Stämme des Volkes abstammen, und wieviele und welche Stämme das Volk habe, mußten sie auch wissen und brauchten keine Kombinationen dazu, auch nicht viel abzuzählen, wenn es nur drei Stämme waren. Aber es wird uns klar, wer Kombinationen brauchte, wenn wir die Frage stellen, warum der Urheber der Vorlage, welche Tacitus benutzte, in dem Liede, aus welchem er das Preisen

des Tuisko und Mannus ersehen hat, nicht fortfährt, warum er nicht in dem gleichen Tone weiterspricht, sondern sich aufs Kombinieren verlegt? Stand es klipp und klar in dem Liede was unser Satz enthält, dann brauchte er nicht zu kombinieren, dann setzte er eben den angefangenen Satz in derselben präcisen Diktion fort: e tribus Manni filiis originem ducunt oder orti sunt. Stand gar nichts ähnliches darin, dann brauchte er wieder nicht zu kombinieren, dann mußte er schweigen oder frei erfinden. Es mußte etwas darin gestanden sein, was das von ihm in unserem Satz Angenommene nicht direkt besagte, aus welchem man aber durch Kombination zu der Annahme oder dem mutmaßlichen Schlusse kommen konnte, daß es sich so verhalte, wie er nun angiebt. Diese Kombinationen, die Gründe für seine Annahme waren in der Vorlage notwendigerweise des Weiteren dargelegt, aber Tacitus geht in seinem allzu kurzen Auszuge auf solche Auseinandersetzungen gar nicht ein. Er selbst hat allerdings daraus gesehen, daß die Angaben auf Kombinationen beruhen, charakterisiert deshalb auch das vom Autor Vorgetragene durch assignare als dessen mutmaßlichen Schluß oder als Konjektur. Die dritte Person Pluralis assignant ist in unserem ohne bestimmtes Subjekt gelassenen Satze das unbestimmte Subjekt sie oder man, wie ich annehme, worunter natürlich nur solche Leute zu verstehen sind, welche die vorgetragene Ansicht teilen, also die Vertreter der vorgetragenen Meinung.

Man kann noch zwei Aufstellungen zur Bestimmung des Subjektes machen, die eine, um Germani als Subjekt zu retten, die andere, um in unserem Satze ein alii zu denken als Vorderglied zu dem im nächsten Satze stehenden quidam. In ersterer Hinsicht könnte man sagen, der Urheber der Vorlage hätte seine Kombinationen als im Sinne der Germanen gelegen hingestellt und darum Tacitus sich die vorgeschobenen Germanen als Subjekt gedacht. Doch muß ich gestehen, daß ich mir nicht recht vorstellen kann, wie der Urheber der Vorlage es angefangen haben soll, seine Kombinationen, die nur einen mutmaßlichen Schluß zu erzeugen vermochten, was ja gerade auch Tacitus bemerkt und mit assignant bezeichnet hat, den Germanen zuzuschieben. Was ferner ein alii-quidam anlangt, so ließe sich wohl sagen, daß Tacitus hier einer stilistischen Eigenheit des Livius gefolgt sei, die darin besteht, statt alii — alii zu sagen alii — quidam, oder auch das erste alii wegzulassen, wonach in unserem Satze alii fehle, im nächsten Satze quidam stehe.

Indessen wird, da alii in unserem Satze nun nicht steht, dies auf dasselbe hinauslaufen, wie das unbestimmte Subjekt sie oder man.

Was nun die Gründe betrifft, welche den Autor der Vorlage zu der vorgetragenen Annahme führten, so ist es eine mißliche Aufgabe, die für uns nicht ausgesprochenen Gedanken, welche den Autor dabei leiteten, erraten zu sollen. Möglichkeiten giebt es wohl mehrere, aber wer will sagen, ob eine dieser Möglichkeiten und welche derselben die ihn leitenden Gedanken auch wirklich waren? Ich habe vorhin gesagt, daß in dem alten Liede, aus welchem der Autor den Satz von Tuisko und Mannus entnahm, etwas gestanden sein mußte, was das von ihm schließlich Angenommene nicht direkt besagte, aber doch zuließ, daß man durch Kombinationen darauf kommen konnte. Welches Lied dabei benutzt war, wissen wir nicht, wir haben aber guten Grund, darin ein Stück der germanischen Schöpfungsgeschichte zu sehen mit ihrer theogonischen Trilogie eines erdgeborenen Gottes, seines Sohnes und dessen dreier Söhne, wie wir sie in der jüngeren Edda lesen. Nach der in meiner Schrift über die Völkerstämme S. 54—61 gegebenen Ausführung wollten Römer diesen Inhalt eines Liedes in ethnogonischem Sinne brauchen, was bezüglich der beiden ersten Glieder durch die bloße Supposition geschehen konnte, daß der Boden, dem der erdgeborene Gott entstieg, eben die heimische Erde der Germanen gewesen sei. Bezüglich des dritten Gliedes aber lag die Sache anders, weil in jenem Liede die Enkel des erdgeborenen Gottes die Welt schufen, also eine Götterthat verrichteten, in einer Ethnogonie aber dieselben als Urväter germanischer Stämme auftreten mußten. Um die Verbindung zwischen dem Sohne des erdgeborenen Gottes und den germanischen Stämmen herzustellen, bedurfte es erst noch Kombinationen, welche denn nun auch der Autor der Vorlage des Tacitus machte und wodurch er dahin gelangte, daß er, wie unser Satz sagt, dem Sohne des erdgeborenen Gottes drei Urväter ebensovieler germanischer Stämme als Söhne zuschrieb. Hieran knüpfte ich noch hinsichtlich der Veranlassung und des Zeitpunktes der Entstehung der Schrift den Hinweis auf die neuen Nachrichten, welche durch die von Kaiser Nero nach den Ostseegegenden entsendete Forschungsexpedition nach Rom gekommen waren, indem dieselben auch Skandinavien und die suionischen Könige betrafen, die sich eines göttlichen Ahnen Ingwi rühmten, dessen Name seine Beziehung auf die Ingävonen sehr nahe legte. Bei dem Vorbringen dieser Mei-



nung muß ich mich aber ausdrücklich dagegen verwahren, daß es mehr als eine bloße Meinung sein solle und daß es von deren Richtigkeit abhänge, ob der Urheber der Vorlage Grund hatte zu kombinieren oder nicht. Die Thatsache einer kombinierenden Thätigkeit des Autors der Vorlage steht auch ohne die Richtigkeit meiner Motivierung derselben durch Tacitus selbst fest und auch die dabei von mir gefolgerte Zeit der Entstehung der Vorlage steht ohnedies schon anderweitig fest.

Daß die Entstehung dieser Vorlage erst in die Zwischenzeit von Vespasians Regierungsantritt bis zum Ende Domitians gefallen sei, wird durch die römische Litteratur des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung bestätigt. In der Naturgeschichte des Plinius sind die Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen noch als einfache, in dem geographischen Teile seiner Naturgeschichte stehende Namen für drei unter fünf germanischen Stämmen aufgeführt. Die Naturgeschichte des Plinius ist unter dem aus den Wirren, welche dem Tode des Nero folgten, zur Imperatorwürde gelangten Vespasian vollendet worden, und das vollendete Werk hat Plinius dem Vespasian gewidmet, und zwar, wie es nach dem Widmungsbriefe scheint, bald nach dessen Regierungsantritt. Spätestens geschah es im Jahre 79, welches das Todesjahr sowohl des Vespasian, als auch des Plinius war. Nun zeigen sich aber in der im Jahre 98 geschriebenen Germania des Tacitus in unserer Stelle dieselben Namen in einer ganz anderen Weise gebraucht. Es sind zwar noch dieselben drei Stämme, wie man aus der beigesetzten Bezeichnung ihrer örtlichen Lage bei Plinius und Tacitus sieht. Die Ingävonen sind bei Plinius Völker, die an der Nordsee wohnen, bei Tacitus proximi Oceano, die Hermionen heißen bei Plinius mediterranei als in der Mitte Germaniens wohnend, bei Tacitus medii, die Istävonen sind bei Plinius proximi Rheno, was bei Tacitus durch ceteri ersetzt ist, aber aus der Völkerbeschreibung in der Germania des Tacitus geht hervor, daß sie in dem gegen Westen gelegenen Teile Germaniens wohnen, wie ich dies in meiner Schrift über die Völkerstämme S. 69, 70 ausführlich nachgewiesen habe. Alle drei Stämme erscheinen nun in unsrer Stelle angeknüpft an die mythische Gestalt des Mannus durch drei ihm als Söhne zugeschriebene Stammväter; sie und ihre Namen sind hier in einer von Plinius wesentlich abweichenden Weise gedacht und gebraucht. Die Namen Ingävonen, Istävonen, Hermionen hat demnach Tacitus nicht unmittelbar aus Plinius genommen, sie sind

inzwischen durch ein Medium gegangen, in welchem sie diese Wandlung erfuhren und erst aus diesem Medium hat sie in ihrer gewandelten Form Tacitus unmittelbar in unsre Stelle herübergenommen. Es ist dies Medium eben die Vorlage des Tacitus für unsre Stelle.

Mögen die Gründe, welche den Urheber der Vorlage zu dieser Wandlung bestimmten, gewesen sein, welche sie wollen, jedenfalls war dessen Thätigkeit nur eine kombinierende, die nicht weiter gelangte als zu einem bloß mutmaßlichen Schlusse, dem Zuschreiben, denn sonst hätte Tacitus, der die Vorlage benutzte, das Endergebnis seiner Thätigkeit nicht durch assignant als ein bloßes Zuschreiben charakterisieren können. Dies Endergebnis wird von Tacitus in unserem Satze angegeben im Hauptsatze mit den Worten: „Man schreibt dem Mannus drei Söhne zu" und im relativischen Nebensatze werden diese Söhne als die namengebenden Stammväter dreier germanischer Stämme bezeichnet mit dem konjunktivisch geformten, kein Faktum, sondern nur eine Vorstellung ausdrückenden Schlußworte vocentur.

II. Die Dreizahl der Söhne des Mannus ist übereinstimmend mit der Dreizahl der Enkel des erdgeborenen Gottes der germanischen Theogonie, die man wohl so weit kannte und deren Verhältnis zu unserer Ethnogonie wir im nächsten Abschnitte besprechen. Die Dreizahl war auch in der hellenischen Ethnogonie sogar für vier Stämme des Volkes Äolier, Dorier, Ionier und Achäer festgehalten worden, indem man neben des Hellen Söhne Äolos und Doros nur noch einen dritten Sohn Xuthos setzte und dessen Söhne Ion und Achäos erst als Stammväter der Ionier und Achäer annahm. Auch die Römer, obwohl von Anfang an eine politische, keine nationale Volkseinheit, kennen am Anfange ihrer Geschichte eine Dreizahl in der ersten Teilung des Volkes in drei Tribus unter Romulus. Drei war überhaupt eine heilige Zahl, die man in so geheimnisvollen, schon durch ihr Alter geheiligten Dingen, wie die Entstehung eines Volkes und seine erste Teilung sind, gerne wählte. Die Analogie mit anderen ersten Volksteilungen, namentlich mit der hellenischen, auch wohl mit der germanischen Göttertrilogie, die man freilich hier nicht ohne weiteres brauchen konnte, trieb dazu, an dieser Zahl auch für die Zahl der Urväter der ersten Stämmebildung des germanischen Volkes festzuhalten.

Eine Dreizahl aus der Zahl der germanischen Stämme herauszufinden, welche zugleich alle Germanen umfasse, war nur mit Willkür

möglich. So weit geschichtliche Kunde reicht und so weit typische Verschiedenheit der Sprachzweige zurückweist, waren die Germanen in mehr als drei Stämme gespalten; insbesondere aber war dies der Fall im Zeitalter der Flavier — der Kaiser Vespasian, Titus und Domitian —, in welches die Entstehung der Vorlage des Tacitus mit dem meisten Rechte gesetzt werden darf. Litterarisch gebildete Römer, wozu der Urheber der Vorlage doch gehören mußte, kannten auch schon die fünfgliedrige Namenreihe germanischer Stämme bei Plinius, sie fanden dort die von ihnen gebrauchten Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen und noch zwei andere Stämmenamen, ungerechnet die dem Plinius noch nicht als Germanen bekannten Nordgermanen. Das Vorhandensein von mehr als drei Stämmen machte es auch allein möglich, daß der größte deutsche Mythenforscher Müllenhoff zu der Annahme kommen konnte, daß eine Anzahl germanischer Stämme mit besonderen Stammsagen außerhalb des Tacitischen Mythus von Tuisko und dessen Nachkommen und neben den darin begriffenen Ingävonen, Istävonen und Hermionen stehe. Dennoch steifen sich mythologisch angehauchte Historiker darauf, daß es einmal als geschichtliche Thatsache nur drei Stämme der Germanen gegeben habe, welche Ingävonen, Istävonen und Hermionen allein gebildet hätten. Vielmehr war es die größte Mühe und blieb die wundeste Stelle an der ganzen Arbeit des Urhebers der Vorlage, für die Dreizahl der Söhne nur eine Dreizahl der Stämme zu finden. Ob er einen Brauch der Gallier, der sich aus Mela in Vergleichung mit Plinius entnehmen läßt, alle Germanen nach ihrer Lage mit den drei Namen Ingävonen, Istävonen, Hermionen zu umfassen, gekannt hat, möchte ich bezweifeln. Dagegen spricht es, das sein Verfahren zu direkt auf Plinius hinweist, besonders mit den Bezeichnungen medii Hermiones und ceteri bei den zuletzt genannten Istävonen. Hermiones heißen bei Mela diejenigen Germanen, welche ultra der kimbrisch-teutonischen Küste und wohl auch der gallischen Grenzgegend wohnen, unausgeschieden, ob in der Mitte oder am Ende, daher er sie ultimi Germaniae nennt. Plinius aber, der die Vandali jenseits der Elbe gesondert bestehen läßt, hat die Hermiones auf die Mitte eingeschränkt und nennt sie mediterranei. Und ebenso ist es in die Arbeit des Autors der Vorlage des Tacitus und in unsere Stelle mit den Worten medii Hermiones übergegangen. Ferner mußte ceteri beim letzten Namen die Weglassung des vierten Namens Vandali ver-

schleiern. Daß der Autor gerade auf die drei bei Plinius in der Mitte seiner Namenreihe Vandali, Ingaevones, Istaevones, Hermiones, Bastarnae stehenden Namen kam, erklärt sich am leichtesten, wenn wirklich in dem Berichte der Neronischen Forschungsexpedition nach den Ostseeländern nicht nur das von Tacitus im Kapitel 44 seiner Germania über die Suionen und ihre Könige Aufgenommene stand, sondern auch des suionischen Königshauses größter Stolz angeführt war, daß es sich eines göttlichen Stammvaters Ingwi rühmte. Dann lag die Auffassung desselben als eines Sohnes des Mannus und als Stammvater der Ingävonen auf der Hand. Hatte man die Verbindung der beiden Namen Ingwi und Ingävonen hergestellt, wie sie noch heute von den Mythologen festgehalten wird, dann konnte es ja gar keine Frage sein, daß zur Füllung der Dreizahl die gleichartigen Namen Istävonen und Hermionen den Brüdern des Ingwi zuzuteilen waren. Man darf nur die Plinianische Namenreihe ansehen, um das gleichförmige, eigenartige Gepräge zu erkennen, in welchem diese drei mittleren Namen gegen die beiden äußersten, Eck- oder Flügelnamen, Vandalen und Bastarnen, abstechen. Mag man diesen Umstand aus germanischen Sprachgesetzen erklären wollen oder dadurch, daß man den Namen fremden Ursprung zuschreibt oder mag man irgend eine andre Ursache dafür suchen, — kurzum, er besteht. Eben darum konnte man auf diese drei in geschlossener Absonderlichkeit in der Reihe des Plinius stehenden Namen, wenn man auf die Wahl von dreien durch die Dreizahl der Söhne sich beschränkt sah, auch dann, wenn man von Ingwi nichts wußte, verfallen, sobald man daran gehen mußte, gerade nur drei auszulesen. Wozu aber diese willkürliche Manipulation den Urheber der Vorlage noch in unserem Satze nötigte, werden wir sogleich sehen und, welche Gegnerschaft sie ihm und allen Vertretern und Anhängern seiner Ansicht erweckte, zeigte sich auch bald.

Zunächst fragte es sich weiter um die Namen der Urväter dieser Stämme. Nach allgemeiner Ansicht mußten die Stammväter ihre Namen auf die von ihnen abgeleiteten Stämme übertragen haben. So kommen bei den hellenischen Stämmen die Namen der Stämme der Äolier, Dorier, Jonier und Achäer von ihren Stammvätern Äolos, Doros, Jon und Achäos. Die Namen der Urväter der Ingävonen, Istävonen und Hermionen, die man zugleich dem Mannus als dessen Söhne zugeschrieben hatte, ließen sich wohl aus den Namen dieser Stämme

erraten. Allein der Urheber der Vorlage wollte kein Erfinder der Namen sein, war nicht keck genug, sie aufs Geratewohl zu bilden und nicht sicher genug, die rechte Form der fremden Wortbildung zu finden, sondern zog es vor, Namen gar nicht zu nennen und es dem Leser zu überlassen, die Namen der Stammväter selbst erst aus den Stämmenamen zu abstrahieren. Nur mußte dabei gesagt werden, daß die Beziehung zwischen den Namen der Stammväter und der Stämme ursprünglich von den Stammvätern, e quorum nominibus also die Stämme benannt seien, ausgegangen ist, denn dies war eine allgemein anerkannte Notwendigkeit, die auch Müllenhoff besonders betont, indem er sagt, wenn aus den Namen der drei Stämme die drei Söhne erst geworden wären, so wäre die mythische Genealogie mit Mannus zu Ende. Der Urheber der Vorlage wollte ja aber gerade die drei Glieder des erdgeborenen Gottes, des Mannus und seiner Söhne als in ethnogonischer Mythe genealogisch verbunden darstellen.

Die in den Relativsatz eingeflochtenen Stämmenamen lauteten in den Drucken des Tacitus in der bis zu neueren Emendationen gemeinüblichen, jetzt mehrfach emendierten Lesart Ingaevones, Istaevones, Hermiones. Ihre Etymologie und daraus resultierende Deutung ist in Verbindung mit Emendationen der alten Lesart vielfach versucht worden, aber noch zu keinem Abschluß gelangt. Auf diese Versuche einzugehen, werde ich im folgenden noch öfters Veranlassung finden. Der Sinn, der mit den Wörtern ursprünglich und in den verschiedenen Stadien ihres Vorkommens verbunden war, kann erst aus ihrer Vorgeschichte erkannt werden. Ihr Vorkommen in unserer Stelle ist ihr jüngstes Vorkommen. Nachher werden sie nicht mehr gebraucht, sofern es sich nicht bloß um ihre Entnahme und Wiedergabe aus Tacitus oder Plinius mit Bezug auf ihr dortiges Vorkommen handelt. Hier bei Tacitus sind sie als eigentliche Stämmenamen, nur mit mythischer Einkleidung ihres Ursprunges, aufgefaßt. Doch ist noch eine doppelte Abweichung von dem Charakter eines wahren oder eigentlichen, auf Abstammung beruhenden Stämmenamens möglich gelassen. Es fällt auf, daß in unserem Satze nicht geradezu gesagt wird, daß diese Stämme von den Söhnen des Mannus abstammen, sondern nur, daß diese Stämme den Namen von ihnen erhalten haben. Dies führte zu der Theorie Müllenhoffs, daß diese Namen nicht eigentlich den Stämmen angeboren, mit dem Werden und nationalen Wesen des Stammes

verwachsene Namen, sondern dem Kultus eines Gottes entsprungen seien, den je einer der drei Stämme unter einem Beinamen, der eben einem der Stammväternamen entsprach, verehrte. Die hienach gebildeten Stämmenamen seien also ihrem Wesen nach hieratische Namen oder, wie man jetzt gewöhnlich sagt, Kultnamen. Mit dieser von Müllenhoff in einer in der Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte Bd. 8 enthaltenen Abhandlung über Tuisko und seine Nachkommen ausgeführten Theorie der Kultnamen haben wir uns später noch umständlich zu beschäftigen. Für deren Bildung mit Abweichung von dem Charakter eines eigentlichen Stammesnamens liegt eine wesentliche Stütze in den Worten: e quorum nominibus — vocentur unseres Satzes.

Minder bedeutungsvoll ist der Umstand, daß in unserer Stelle den Stämmenamen auch die örtliche Lage beigefügt ist, was im Mythus als ein fremdartiges Element erscheint. Da wir auch im älteren Vorkommen der Stämmenamen ihrer Verbindung mit der örtlichen Lage begegnen, so wurde schon oft behauptet, daß sie eigentlich und anfänglich Namen von geographischer Bedeutung waren. Unsere Stelle ist für diese Auffassung nicht grundlegend, sondern nur unterstützend. Es müssen noch weitere Momente hinzutreten, als bloß die geographischen Beisätze hier und bei Plinius, zumal sie in unserer Stelle nur durch das Medium der Vorlage des Tacitus aus Plinius wiederholt sind. Ein solches weiteres Moment bietet uns allerdings Mela, auf den wir später kommen müssen. Die geographischen Beisätze finden sich in unserer Stelle folgendermaßen: proximi Oceano Ingaevones, medii Hermiones, ceteri Istaevones. Es sind dazu mehrere Fragen aufgeworfen worden: ob die geographischen Beisätze schon bei den benutzten Gewährsmännern des Tacitus sich vorfanden oder erst von Tacitus beigefügt sind? was medii bei Hermiones bedeuten soll? warum bei den Istaevones die Bezeichnung des Sitzes unterlassen und durch ceteri ersetzt wurde und wo denn die Istaevones wirklich wohnen? Ich glaube, daß auch hier Tacitus lediglich referiert. Ferner glaube ich, daß medii Hermiones dasselbe besagen soll, wie mediterranei bei Plinius, nämlich media in Germania. Die dritte Frage, warum die Beifügung des Sitzes bei den Istävonen unterlassen und durch ceteri ersetzt worden ist, erscheint durchaus nicht als eine müßige Frage, denn sie führt uns zurück auf die Willkür, mit welcher der Urheber der Vorlage die mittleren Namen aus der Stämmereihe des Plinius heraus-

genommen hat. In unserer Stelle sind die Nordseevölker, welche die Ingaevones bei Plinius sind, gleichfalls als proximi Oceano Ingaevones, ebenso sind die mediterranei Hermiones des Plinius als medii Hermiones reproduziert. Würde man nun auch für die Istävonen aus Plinius proximi Rheno mit herübergenommen haben, so hätte man ja jedem, der die Plinianische Namenreihe zur Hand bekam, die Frage aufgenötigt: Wo bleiben denn die anderen genera? Um dies wenigstens einigermaßen hintanzuhalten und die Willkürlichkeit der Dreiteilung etwas zu verschleiern, war der Urheber der Vorlage genötigt, hier die Worte proximi Rheno zu unterdrücken und sie durch das vage ceteri zu ersetzen. Und so hat es auch Tacitus in seinem Auszuge nachgeschrieben. Aber die baldige Opposition anderer Römer blieb doch nicht aus. Wo die Istävonen wirklich wohnen, sagt des Plinius Beisatz proximi Rheno. Dies ergibt sich aber auch aus der Germania des Tacitus. Derselbe behandelt dort c. 35—37 die proximi Oceano, die Ingävonen, dann c. 38—45 die das innere Deutschland erfüllenden Sueven, die Hermionen, es bleiben also für die Istävonen nur übrig die in c. 28—34 der Germania von Tacitus aufgeführten Völker; am Schlusse ihrer Aufzählung sagt er dann wörtlich: hactenus in Occidentem Germaniam novimus, womit er also die von c. 28—34 aufgeführten Völker als die Germanen des Westens charakterisiert, wohin eben das Rheinland gehört.

Grimm Mythol. I 325 (3. Aufl.) hat die in einem Mythus allerdings auffällige Beifügung der örtlichen Lage der Stämme auch bemerkenswert gefunden und meint, Tacitus habe bei Aufführung der Stämme eine geographische Anordnung eingehalten. Allein ich kann dagegen nur meine schon geäußerte Ansicht wiederholen, daß Tacitus sich lediglich referierend verhielt. Er erinnert sich an eine solche Anordnung der Stämme, ja selbst an ihre hier gebrauchten Namen in seiner ganzen Germania nicht mehr, sondern er nimmt bei dem Gange der Völkerbeschreibung von c. 28 der Germania bis zu deren Ende durchaus andere Rücksichten.

3. Theogonie oder Ethnogonie?

Die Darstellung der germanischen Ethnogonie bei Tacitus ist nur in dem von uns im vorigen Abschnitte betrachteten und dem ihm un-

mittelbar vorausgehenden Satze enthalten in solcher Knappheit, daß sie in noch nicht dreißig Worte gefaßt ist, wenn man die nicht zu derselben gehörende Bemerkung abrechnet, daß Lieder die einzige Art der Überlieferung bei den Germanen sind. Sie ist fast gleichmäßig verteilt in beide Sätze, die einer und derselben Vorlage entnommen, aus einer und derselben Werkstätte hervorgegangen, sonst aber völlig verschieden sind nach ihrem besonderen Gegenstande, nach der Begründung ihres Inhalts, nach der Art des Vortrages, nach ihrem Verhältnisse zur germanischen Theogonie, von welchem hier besonders gehandelt werden soll.

Der erste Teil, der den ersten Satz füllt, hat den Ursprung des Volkes zum Gegenstande und giebt als Quelle seines Inhaltes alte Lieder an, doch ist es wohl nur eines dieser Lieder, das hier benutzt worden ist. Es hat dieser Teil eine so ungemeine Ähnlichkeit mit der im Gylfaginning in Prosa erzählten, jedenfalls auf Lieder gegründeten germanischen Theogonie, daß er bis auf die davon abweichenden, auf Ethnogonie zielenden Schlußworte originem gentis conditoresque aus ihr entlehnt scheint.

Im Gylfaginning wird erzählt, daß im Ginungagap (Chaos) vor Erschaffung der Welt aus einem mit Reif bedeckten Felsen, den die Kuh Audhumbla beleckte, am Abend eines Tages eines Mannes Haar hervorkam, am anderen Tage des Mannes Haupt, am dritten Tage der ganze Mann. Er war groß, schön, stark und hieß Buri. Ein Weib hat er nicht, aber einen Sohn Bör. Dieser zeugte mit einer Riesentochter den Odin und zwei Brüder desselben. Odin und seine Brüder erschlugen den Urriesen Ymir und schufen aus seinem Leibe die Welt.

In dem ersten Satze bei Tacitus ist der dieser Erzählung entsprechende Inhalt zusammengedrängt in die paar Worte, wonach die Germanen im Liede einen aus der Erde hervorgegangenen Gott Tuisko und seinen Sohn Mannus feiern. Schon Grimm Myth. 323 fragt da, wo er von dem durch ihn mit dem Namen Inguio belegten Stammvater der Ingävonen spricht: „Sollten nicht Buri, Bör, Odin parallel sein den nur mit anderen Namen genannten Tuisko, Mannus, Inguio?“ Er bemerkt weiter in Fortsetzung der Parallele: „Dem Inguio stehen zwei Brüder zur Seite, wie dem Odin.“ Die Möglichkeit, daß die Namen Tuisko und Mannus nur andere Namen des Buri und Bör seien, ist um so größer, als Buri und Bör von

demselben Stamme bairan, wozu unser Wort „gebären“ gehört, ausgehende Wörter sind, die nur den Geborenen anzeigen, so daß Buri der Urgeborene, Bör dessen Geborener ist und heißt, daher neben diesen Namen leicht andere, welche die Eigenschaften ihrer Träger anzeigten, gebraucht werden konnten. Wie Buri in der eddischen Theogonie aus einem Felsen erstand und aus sich selbst, ohne ein Weib zu haben, einen Sohn gebar, so ist Tuisko, dessen Namensendung schon adjektivisch ist, ein Beiwort anzeigt, dem Boden entstiegen und hat, ohne ein Weib zu haben, einen Sohn aus sich geboren, vereinigte also in sich, wie Buri, die doppelte Natur von Mann und Weib. So konnte Buri auch durch den „zwiefältigen Gott“, durch Tuisco Deus bezeichnet werden. Dieser Name hat nur die Stammsilbe two d. i. zwei und die Ableitungssilbe isch. Ebenso konnte des Buri Geborener Bör als denkendes Wesen bezeichnet werden, was als Bedeutung von Mannus Grimm Myth. 52. 319 angegeben hat.

Dem Autor der Vorlage des Tacitus konnte eine Mitteilung über das alte theogonische Lied, wenn es seine Quelle wurde, nur in einer Version vorliegen, in welcher diese Eigenschaftsnamen an die Stelle der Bezeichnung der beiden ersten theogonischen Glieder als Urgeborener und Geborener getreten waren. Das in dieser Form dem Autor mitgeteilte Lied war ihm wohl schon länger bekannt, ehe er seine Schrift verfaßte, in welcher er das auf Buri und Bör, vielmehr auf Tuisko und Mannus bezügliche Stück zu seinem Zwecke benutzte. Es wird dies ein anderer Zweck gewesen sein, als die bloße Bearbeitung des Liedes für das Verständnis der Römer, wie ja ein anderer Haupt- oder Endzweck ihn sein ethnogonisches Werk schaffen ließ. Er konnte das Lied auch nicht weiter benutzen, wenn er nicht lediglich die Theogonie wiedergeben wollte; denn da stand als drittes Glied Odin, in südgermanischer Form Wuotan, der höchste Gott der Deutschen, den die Römer um einer äußeren Ähnlichkeit (Hut, Mantel) willen Mercurius nannten, als Schöpfer der Welt. Das lag dem Hauptzwecke des Autors ferne, während das Stück von Buri und Bör oder Tuisko und Mannus dazu sehr gut paßte. Dieser Endzweck giebt sich schon hier in den Worten kund, womit das benutzte Stück, der erste Satz, abbricht: originem gentis conditoresque.

Der Zweck, eine Ethnogonie zu entdecken, tritt in seiner weiteren Ausführung im zweiten Teile hervor, wo der Autor das Lied nicht

mehr benutzen kann, sondern frei arbeitet. Darum wird aber in diesem zweiten Teile, dem zweiten Satze, nicht mehr bestimmt gesprochen, wie im ersten, wo man sagte, was im Liede stand, sondern es wird kombiniert, es werden Konjekturen vorgetragen. In seinem zweiten Teile knüpft der Autor an etwas an, das von dem theogonischen Liede weit, sehr weit absteht, an die germanischen Stämme, wie sie im Plinius stehen. Wodurch er den Anstoß zu seiner Arbeit erhielt, wissen wir nicht, ich werde aber immer mehr darin bestärkt, daß derselbe in einem veröffentlichten Berichte der Neronischen Forschungsexpedition nach der Ostsee gelegen war, und ich will hier sagen, was mich darin bestärkt. Es stimmt damit die Zeit der Entstehung der Schrift in der Zeit der Flavier, die bald nach Neros Tod begann und kurz vor der Abfassung der Germania, in welcher Tacitus diese Schrift benutzte, ihr Ende fand. Daß die Vorlage des Tacitus in der Zeit der Flavier entstand, glaube ich im vorigen Abschnitte dargethan zu haben. Der Bericht der Neronischen Expedition ist von Plinius in dem letzten Buche seiner Naturgeschichte, welche nach Vespasians Regierungsantritt 69 n. Chr. demselben vollendet übergeben wurde, erwähnt und benutzt, und Plinius bemerkt dabei ausdrücklich, daß die daraus von ihm entnommene Entfernung von dem Punkte aus, wo die Expedition das römische Reich, die Provinz Pannonien, bei Carnuntum verlassen mußte, bis zur Bernsteinküste nuper percognitum sei. Dieser Bericht machte schon als Bericht einer in so ferne, unbekannte nordische Gegenden gegangenen, noch dazu amtlich entsendeten Expedition Aufsehen und wurde mehrfach, nicht bloß von Plinius benutzt. Er ist doch wohl auch nur die Quelle der durchaus neuen Nachrichten über die vorher nicht einmal dem Namen nach bekannten Ostseevölker Ästyer, Suionen und Sitonen in c. 44. 45 der Germania des Tacitus. Ich habe schon gesagt, daß Tacitus c. 44 auch von den Königen der Suionen spricht, und zwar handelt er dort so ausführlich von der Könige Macht, daß das ganze Kapitel außer dessen erstem Satze, worin von ihrer Flotte die Rede ist, damit ausgefüllt ist. Die Art der Schiffe ist von dem Berichterstatter, wie seine genaue Beschreibung schließen läßt, auf der Ostsee selbst gesehen worden, dagegen ist er nach Plinius nicht selbst in Schweden gewesen, sondern er berichtet nur, was er an der Ostseeküste über die Macht der suionischen Könige erkundet hat. Nun wäre es, wenn man so viel Rühmens von der Macht ihrer Könige

machte, doch zu verwundern, wenn man nicht auch von ihrem größten Stolze und Ruhm erzählt hätte, daß ihr Geschlecht sich eines göttlichen Ahnherrn rühme und dessen Name Ingwi sei. Den Plinius in seiner Naturgeschichte und den Tacitus in der Schilderung der Suionen berührte es weniger, wenn dies im Berichte stand, aber andere konnte es gerade interessieren. Der Berichterstatter der Expedition war ein gebildeter Mann, der sich nicht auf die Bernsteinküste beobachtend beschränkte, sondern auch die anderen Teile der Ostseeküste besuchte, wie Plinius ausdrücklich mit den Worten litora peragravit sagt, und von dort Beobachtungen mitteilte, die sich auch nicht bloß auf Landeskunde bezogen. So behauptet er von den Ästyern, ihre Sprache wäre britannisch, also keltisch, woran sie ihm wohl anzuklingen schien, im übrigen scheinen sie ihm Sueven zu sein — und das Meer an ihrer Küste nennt er ohne weiteres suevisches Meer, was alles Tacitus nach ihm annimmt und worauf ich es zurückführen möchte, daß Tacitus sogar noch über die von ihm zwischen den wahren Sueven und den Nordgermanen im Kapitel 43 behandelten und nicht ausgeschiedenen vandalisch-gotischen Völker hinaus von Suevia spricht und erst nach den Suionen und Sitonen c. 45 sagt: Hic Sueviae finis. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß der Berichterstatter schon, wenn er den Namen Ingwi gehört hatte, ihn mit den Ingävonen in Verbindung brachte, doch andere konnten dies in Rom thun, wo man den Namen Ingävonen schon aus Plinius kannte, nicht bloß aus seiner Namenreihe germanischer Stämme Nat. hist. 28, sondern Plinius berichtet auch schon vorher c. 27 von ihnen in einer etwas unklaren Weise, wonach er sie mit dem Mons Sevo in Skandinavien in Verbindung zu bringen, sie also in die Heimat der suionischen Könige und ihres Ahnherrn Ingwi reichen zu lassen scheint. Dies konnte den Anstoß geben, dem Zusammenhange der Ingävonen und des auf sie bezogenen göttlichen Ahnherrn Ingwi mit den Göttern der Germanen, mit der Theogonie derselben, nachzuspüren. Ich möchte hierin wohl den Anstoß zur Entstehung jener Schrift sehen. Es ist aber kein wesentlicher Umstand, ob dies der Anstoß wirklich war oder was sonst den Autor zu seiner Arbeit bewogen hat.

Genug, ihr Endzweck war, die drei Stämme Ingävonen, Istävonen und Hermionen, die bei Plinius in der Mitte seiner fünfgliedrigen germanischen Stämmereihe stehen, an göttliche Vorfahren anzuknüpfen.

Das war nun eine Kombination. Das Stück germanischer Theogonie, welches der Autor kannte, gab ihm zwar in seinen beiden ersten Gliedern einen vortrefflichen Kopf dazu ab, aber die drei Söhne des Bör-Mannus, welche Götter waren und so vornehme Götter, wie Odin, wollte der Römer nicht dazu nehmen oder sprach dies mindestens nicht aus. Er hielt sich wohl mehr an den griechisch-römischen Charakter solcher Zwischenstufen zwischen Gott und Menschen. Sie werden von einem Gotte gezeugt, sind seine Söhne, aber menschlich sind sie geboren. Das sind die Heroen und in unserem Falle die Stammesheroen. Die Stammväter der Ingävonen, Istävonen und Hermionen nach Tacitischer Darstellung werden auch von Grimm Myth. S. 315 als Heroen, Halbgötter aufgefaßt, die er mit dem deutschen Ausdrucke Helden belegt. Er sagt dabei ausdrücklich, daß er dies Wort in dem Sinne gebrauche, wie der Grieche das Wort Heros, der ein semideus sei.

Diese Auffassung ist auch diejenige, die ein Römer nur haben konnte. Also knüpfte er in Vollendung der Kombination die Stammväter dieser drei germanischen Stämme an Bör-Mannus als dessen Söhne. Daß dies nur Kombination, nur mutmaßlicher Schluß, nur Konjektur war, habe ich im vorigen Abschnitte ausgeführt.

Die germanische Ethnogonie ist hiermit fertig. Sie ist aber dann nicht entstanden aus Verarbeitung eines uralten ethnogonischen Stoffes, sondern aus einer in sehr junger Zeit vorgenommenen Kombination, welche drei bekannte, für germanische Stämme gebrauchte Namen in Verbindung setzte mit einem in ethnogonischem Sinne aufgefaßten Stücke der germanischen Theogonie. Das verwendete Stück Theogonie bildete eine dem Odin vorgesetzte Genealogie mit Buri und Bör, die im übrigen ohne Thaten sind. Auch Tuisko und Mannus und selbst die Söhne des Mannus in der Ethnogonie sind thatenlos, aber sie kommen hier sämtlich in Betracht als drei Generationen, von denen die beiden älteren origo gentis conditoresque, die jüngste, die drei Söhne des Mannus, origo et conditores generum sind.

4. Der Tacitische Mythus nach Müllenhoff.

Der ethnogonische Mythus der Germanen bei Tacitus hat seine vollkommenste Ausbildung erhalten durch Müllenhoff. In germanischer Mythen- und Sprachforschung gleich hervorragend, steht er in seiner

Darstellung des Tacitischen Mythus zwar auf den Schultern von Grimm und Zeuß, geht aber weiter auf eigenem Wege. Mit beiden sieht er in dem ethnogonischen Mythus eine uralte Stammsage, auch Grimm hat ja seinem leisen Zweifel, ob es nicht eine bloße Umbildung aus Theogonie sei, keine weitere Folge gegeben. Grimm hatte zu der Zeit, da Müllenhoff seine Abhandlung über den Mythus von Tuisko und seine Nachkommen in der Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte Bd. 8. 1847 veröffentlichte, denselben Mythus schon in zweiter Ausgabe seiner Mythologie 1844 bearbeitet, und Müllenhoff berücksichtigt stets diese Arbeit des Altmeisters. In der angeführten Abhandlung stellt er den Tacitischen Mythus als eine dritte Trilogie mythischer Genealogie von ethnogonischem Charakter neben die beiden eddischen Trilogien der Gigantogonie und Theogonie. Da die einheimischen Quellen von einer solchen dritten Trilogie nichts wissen, so ist er dabei durchaus auf Tacitus angewiesen, und zwar, soviel das dritte Glied, die Söhne des Mannus, als Urväter der Stämme betrifft, lediglich auf den Tacitischen Satz über die Ingävonen, Istävonen und Hermionen, den wir eben besprochen haben, und an den er sich auch durchaus im engsten Anschlusse hält, wobei er ihn auffaßt als eine reine Reproduktion germanischen Stoffes höchsten Alters.

Was zunächst die darunter begriffenen Stämme anlangt, so finden sich außer den in diesem oben besprochenen Satze genannten Stämmen Ingävonen, Istävonen und Hermionen in dem unmittelbar nachfolgenden Satze, den wir im nächsten Abschnitte zu besprechen haben, andere Stämmenamen Marser, Gambrivier, Sueven, Vandalen, über deren Verhältnis zu dem Mythus Grimm noch im Unklaren war, aber meinte, es sei gewagt, darauf etwas Mythologisches zu bauen; es erwähne dort Tacitus gar nichts von Urvätern, Heroen oder Helden. Müllenhoff nimmt dazu die Stellung ein, daß er sagt, jene Stämme ständen jedenfalls außerhalb des Mythus, dürften in denselben nicht hereingezogen werden neben den Ingävonen, Istävonen und Hermionen, und, wenn es außer diesen drei Stämmen noch andere gegeben habe, insbesondere die Vandalen, so hätten dieselben eben ihre eigenen Stammsagen gehabt. Die Meinung der Vertreter der Dreiteilung war dies freilich nicht. Diese legten dem Mannus die drei Söhne bei, um alle Germanen von dem urgeborenen Gotte, dem gentis origo, herkommen zu

lassen. Die nach den drei Söhnen benannten Ingävonen, Istävonen und Hermionen sollten eben darum auch alle Germanen umfassen.

Die Namen der im Mythus begriffenen Stämme werden von Zeuß Ingaevones, Istaevones und mit Abänderung der bei Mela und Plinius sich findenden Form Hermiones von ihm Herminones geschrieben. Ingaevones wird von ihm aus einer Wurzel Ingv und mit der Bedeutung viri praestantes, die Vornehmen, erklärt, Istaevones aus der Wurzel izd und mit der Bedeutung genus nobile, die Edlen, Herminones als althochdeutsches irmin mit unwurzelhaftem h und als die größte Verstärkung anzeigend mit der Bedeutung die Starken, Mächtigen. Grimm giebt den Stämmenamen die Formen Ingaevones, Iscaevones und Herminones, wonach die Namen ihrer Stammväter Inguio, Iscio und Irmino gebildet sind. Müllenhoff behält in seiner Abhandlung die Bezeichnungen Grimms noch bei, ohne sie für richtig anerkennen zu wollen; später werden die Formen Ingväonen und Istväonen und die Stammväter Ingvio und Istvio gebildet. Über die Etymologie und Bedeutung der Namen Inguio, Iscio und Irmino sagt Müllenhoff „die Namen sind dunkel" (S. 221) und später wird dies Dunkel auch nicht aufgehellt.

Die Hauptfrage ist, wie sie auch Müllenhoff S. 219 stellt: wofür denn die germanischen Stammväter zu halten sind? Grimm Mythol. 315 belegt sie mit der Bezeichnung „Helden" im Sinne des griechischen Heros, eine Stufe zwischen Gott und den Menschen, die anfangs immer auf einem Verhältnisse leiblicher Verwandtschaft zwischen einem Gotte und dem Geschlechte der Menschen beruht (S. 318). Darum sagt Grimm auch zunächst in Bezug auf Inguio S. 322: „Dem Tacitischen Gotthelden haftet noch deutlich ein nordischer Gott an." Müllenhoff hält sie für etwas anderes, es sind Götter. Da dies der Kernpunkt seiner Theorie ist, so wollen wir ihn hier selbst reden lassen. Müllenhoff sagt darüber S. 219. 220: „Es wird wohl keinem Kundigen mehr in den Sinn kommen, daß sie wirkliche historische Personen waren. Mehr Schein hätte die Vermutung, daß es mit den Namen Ingävonen, Herminonen und Iscävonen nicht anders bewandt wäre, als mit den späteren der Franken, Alemannen oder denen einzelner Völker und nun umgekehrt aus den Namen der drei Stämme erst die drei Söhne des Mannus geworden wären, aber dann wäre der mythische Inhalt der Genealogie mit Mannus zu Ende. Die Geschichte beweist, daß sie

gar nicht, wie jene Namen, im Gebrauche waren, daß sie einzig die Bestimmung hatten, die Verwandtschaft einzelner Völkerschaften zu bezeichnen, daß sie in einem Mythus ihren Grund und eine religiöse Bedeutung hatten; es waren hieratische Namen." Er fährt dann S. 221 fort: „Sind aber die Namen hieratisch und zwar von der angegebenen Bestimmung, so können wir doch die Stammväter nicht für eigentliche Heroen halten. Als Heroen müßten sie der Regel nach nicht einfache Namen, wie es der Fall ist, sondern komponierte tragen. Es müssen Götter sein."

Die Namen der Götter, als welche die Söhne des Mannus angesehen sind, werden zunächst nach den Stämmenamen gebildet, dann aber wird erklärt, daß diese Namen nicht eigentliche Götternamen sind, sondern nur Beinamen, und schließlich wird untersucht, welche aus der germanischen Mythologie bekannten Götter darunter zu verstehen seien. Darüber sagt Müllenhoff: „Überall in diesen Namen der Stammväter scheint die Vorstellung väterlicher Himmelsgötter ausgedrückt zu sein. — Es werden diese Namen nicht eigentliche Götternamen, sondern nur Beinamen von Göttern sein. — Wir gelangen zu dem Schlusse, daß ein solches Verhältnis der Götter zu den Stämmen nur möglich war, wenn sie oder eine engverbundene Göttin im Mittelpunkte eines den Völkern jedes Stammes gemeinsamen Kultus standen. Es wird nachzuweisen sein, welche Götter unter den Stammvätern zu verstehen seien und daß auch diese Götter oder eine ihnen nahe verbundene Göttin von den Völkern des Stammes gemeinsam verehrt wurde."

Nun folgt im größeren Teile der Abhandlung die Nachweisung, daß Inguio ein Beiname des Freyr ist und zugleich mit der von Müllenhoff für dessen Schwester und Gemahlin erklärten Nerthus von den Ingävonen verehrt ward auf einer Kultusstätte der Nerthus auf einer Insel der Nordsee, daß ferner Irmino ein Beiname des Gottes Ziu, des altnordischen Tyr ist, der von den Herminonen verehrt ward an einer Kultusstätte in einem Haine der Semnonen, daß endlich Iscio ein Beiname des Gottes Wodan ist, der zugleich mit der von Müllenhoff als eine Gemahlin desselben angesehenen Tanfana von den Iscävonen verehrt wird, mit einem Heiligtum der Tanfana im Lande der Marser.

Mag man dem Reichtum an Geist und Phantasie, mit welchem der Aufbau dieses Systemes durch Müllenhoff geschehen ist, alle An-

erkennung zollen, so kann man doch nicht verkennen, daß er mit denjenigen Sätzen des Tacitus, auf welchen allein er aufgeführt werden mußte, nicht im Einklange steht. Es ist sonst nirgends von Tuisko und Mannus, von den Söhnen des Mannus und nach ihnen benannten Ingävonen, Istävonen und Hermionen die Rede, als in den beiden vielbesprochenen Sätzen des Tacitus Celebrant — conditoresque und Manno — vocentur und nur sie können als die grundlegenden Sätze betrachtet werden.

In dem Systeme Müllenhoffs ist die von ihm selbst gestellte Hauptfrage, wofür denn die Söhne des Mannus zu halten sind, dahin beantwortet, daß sie nicht eigentliche Heroen oder Helden sind, daß die Stämme nicht ihnen leiblich entsprossene Nachkommen und die Söhne des Mannus deren Stammväter nicht in diesem gewöhnlichen, eigentlichen Sinne sind, sie sind Götter, die von Müllenhoff erklärt sind als Freyr mit dem Beinamen Inguio, Ziu mit dem Beinamen Irmino und Wodan mit dem Beinamen Iscio; sie haben den Stämmen den Namen gegeben nicht aus leiblicher Stammesverwandtschaft, sondern in himmlischer Patenschaft mit den von ihnen als Göttern geführten Beinamen, sie sind für sie bloß „väterliche Himmelsgötter". Die Begründung ist zwar durchaus in unsicheren Ausdrücken gegeben: „es müssen Götter sein — es scheint die Vorstellung von väterlichen Himmelsgöttern ausgedrückt zu sein — es werden nicht eigentliche Götternamen, sondern Beinamen sein", das System selbst aber baut darauf fort, ohne irgendwo die Worte der allein grundlegenden Sätze des Tacitus heranzuziehen.

Diese Sätze sprechen durchaus von dem Ursprung des gesamten Volkes, des Volkes in allen seinen Zweigen, von dem „origo gentis", also von leiblicher Abkunft. Das zweite Kapitel der Germania, das diese Sätze enthält, wird eröffnet mit dem obersten Satze, daß alle Germanen indigenae, Ureingeborene sind, somit in einem Verhältnisse leiblicher Herkunft, der Abstammung, zu einem ihrem Landesboden entstiegenen, ihnen gemeinsamen Urvater stehen. Als solcher wird Tuisko genannt, er ist der Urahn des Volkes, sein Stammvater im Sinne leiblicher Stammvaterschaft durch filium Mannum. Weil Tuisko nicht auf menschliche Weise geworden ist, darum ist er ein übermenschliches Wesen, also Tuisco Deus. Aber sein Sohn Mannus ist bereits ein Mittelwesen. Er ist ein aus einer, wenn auch ungewöhnlichen, nämlich

in seinem göttlichen Vater vereinigten Zeugungs- und Gebärkraft hervorgegangenes Wesen menschlicher Art. Er ist das erste Mittelwesen, nicht im gewöhnlichen Sinne eines aus Mischung eines Gottes mit einer Menschentochter hervorgegangenen Heros, aber doch im Sinne einer Mittelstufe zwischen Gott und Mensch. Seine Söhne sind als eines Halbgottes Söhne selbst noch über gewöhnlichen Menschen stehende Heroen, Helden, Urväter der Stämme. Der Satz des Tacitus Manno — vocentur, mag man ihn mit Müllenhoff als ein Stück alten Liedes oder nach seiner Charakterisierung durch Tacitus und nach meiner Auffassung als eine hinzugefügte Kombination ansehen, will nur die einzelnen Zweige des Volkes mit dessen Uranfange, dem origo gentis Tuisco in Verbindung setzen, sie in eine ursprüngliche, auf leiblicher Abkunft, auf Abstammung beruhende Verbindung bringen und die Söhne des Mannus sind dabei das Bindeglied, sind eigentliche Stammväter, eigentliche Heroen.

Wenn Müllenhoff sagt, die Geschichte beweise, daß die drei Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen gar nicht, wie Namen von Völkerschaften oder Völkerverbänden nationaler oder politischer Art im Gebrauche waren, so gilt dies ebensowohl auch für die von Müllenhoff angenommenen religiösen Verbände, auch für solche kennt sie die Geschichte nicht. Nur gelehrte Römer bezeichnen damit Volksteile der Germanen. Wir werden schon im nächsten Abschnitte eine Andeutung erhalten, daß diese Namen niemals, sei es für ein Volk, sei es für einen Verband von Völkern zu irgend welchem Zwecke, bei den Deutschen selbst heimisch und bei ihnen in Anwendung waren, ebensowenig, als es der Name Germanen für das ganze Volk war.

5. Des Tacitus Satz über die Marser, Gambrivier, Sueven und Vandalen.

Auf den bisher besprochenen Satz von den Söhnen des Mannus und den Ingävonen, Istävonen und Hermionen folgt bei Tacitus unmittelbar in adversativer Koordination angeschlossen der weitere Satz: Quidam autem, licentia vetustatis, plures Deo ortos, pluresque gentis appellationes Marsos, Gambrivios, Suevos, Vandalios affirmant, eaque vera et antiqua nomina. Die den Übergang vom vorhergehenden zu diesem Satze bildenden Worte quidam autem licentia

vetustatis und das zu dem Subjekte quidam gehörige Verbum affirmant sind des Tacitus eigenes Werk, alles übrige ist von quidam affirmant abhängige Relation. Nur die auf licentia vetustatis zunächst folgenden Worte plures Deo ortos nehmen eine eigentümliche Zwischenstellung ein, indem sie als Relation gefaßt sind, in der That aber nicht dazu gehören, wie alsbald begründet werden soll.

Nachdem Tacitus im Eingang des zweiten Kapitels sagt, daß er an einen autochthonen Anfang der Germanen glaubt, und dem Mythus, der mit einem aus germanischer Erde erstandenen Gotte beginnt und in die drei Stämme der Ingävonen, Istävonen und Hermionen ausläuft, sich zuneigt, wird von ihm die gegnerische Ansicht zurückgesetzt. Er betrachtet diesen Widerspruch von seinem Standpunkte aus. Was die Gegner sagen, widerspricht den carminibus antiquis und weiterhin den ihm annehmbar erschienenen daran geknüpften Kombinationen. Es ist ihm eine der in so alten Dingen vorkommenden willkürlichen Abweichungen (licentia vetustatis). Wenn die Gegner der Dreiteilung vier Stämmebenennungen angeben, die nichts mit den Söhnen des Mannus gemein haben, so ist ihm dies eben doch nur eine Erweiterung der Nachkommen des aus germanischer Erde erstandenen Gottes. Das in unserem Satze stehende Wort Deo weist auf eine Ideenverbindung, welche das, was die Gegner der Dreiteilung wirklich sagten, verbinden will mit dem ihnen ganz fremden Autochthoniegedanken, der durch den Deum terra editum ausgedrückt ist, und den Tacitus überall für selbstverständlich hält, wo von Stämmen der Germanen die Rede ist.

Dadurch wurden zunächst die Mythologen genöthigt, sich über das Verhältnis der hier genannten vier Stämme zu Tuisko, Mannus und dessen drei Söhnen auszusprechen. Wir haben die verschiedene Stellung, welche Grimm und Müllenhoff dazu einnahmen, schon im vorigen Abschnitte berührt da, wo wir von dem Umfange sprachen, welchen sie dem Mythus von Tuisko, Mannus und dessen Söhnen geben wollen, und kommen hier darauf zurück. Grimm hat zunächst den Vorschlag gemacht, die hier genannten vier Stämme ebenso wie die Ingävonen, Istävonen und Hermionen als Söhne des Mannus anzusehen, so daß er Myth. S. 319 von einer siebenteiligen Stämme-Einteilung spricht. Dem steht aber die schon durch autem erkennbar gemachte gegensätzliche Natur des Inhaltes unseres Satzes zum Inhalte des vorhergehenden Satzes entgegen und, nachdem Grimm den Versuch gemacht hat, die

Namen von sieben Söhnen des Mannus zu konstruieren, kommt er schließlich S. 337 doch zu der Ansicht, es sei bezüglich dessen, was von den Gegnern der Dreiteilung über die germanischen Stämme Marser, Gambrivier, Sueven, Vandalen gesagt ist, gewagt, etwas Mythologisches darauf zu bauen; es fehle hierzu an den nötigen Unterlagen, Tacitus nenne hier auch gar keine Helden oder Mittelstufen zwischen Deo und den Stämmen. Müllenhoff hat dann in seiner Abhandlung über Tuisko und seine Nachkommen den Vorschlag einer siebenfachen Teilung entschieden zurückgewiesen, vielmehr, wie wir gesehen haben, erklärt, daß die letzten vier Stämme ganz außer jedem Zusammenhange mit Tuisko und Mannus stehen und eigene Stammsagen haben müßten.

Wenn schon die Mythologen von einem Zusammenhange der von den Gegnern der Dreiteilung genannten Marser, Gambrivier, Sueven und Vandalen mit Tuisko und Mannus nichts wissen wollen und sonach auch nichts von dem hierher deplacierten Deo, wobei eben doch nur an eine Zurückbeziehung auf Tuisco Deus gedacht werden kann, so ist dies bei den Historikern natürlich vollends der Fall. Grimm hat ganz recht, wenn er sagt, es fehle an einer Unterlage für die Mythologie. In der That ist in der Namenaufstellung der Gegner der Dreiteilung nichts von einer mythologischen Unterlage zu verspüren. Die von ihnen aufgestellte Namenreihe zeigt in den Marsern, Gambriviern, Sueven und Vandalen nur solche Namen, die bei den alten Geographen und Historikern germanische Völkerschaften führen. Diese brauchen nicht nur keine mythische Unterlage, sondern sie vertragen sie gar nicht, weil sie eben rein historische Erscheinungen sind. Die von Tacitus den Gegnern der mythischen Dreiteilung in den Mund gelegten Worte plures Deo ortos entsprechen wohl dem Glauben des Tacitus an einen autochthonen Anfang der Germanen mit Tuisco Deus, sind aber schwerlich aus dem Munde der Gegner der Dreiteilung gekommen, deren Aufstellung keinerlei Zusammenhang mit einem mythischen Anfang hat, einzig und allein in historischen Umständen wurzelt und gerade Historisches gegen Mythisches ausspielt. Es ist dem Tacitus ein hier durchaus nicht unterzubringender Gedanke an den Tuisco Deus des Satzes celebrant — conditoresque in die Feder gekommen und in unseren Satz hineingeraten, wohin er gar nicht gehört.

Hiermit können wir von dem Kampfe mit der Mythologie abgehen und uns bloß auf geschichtlichem Boden bewegen, den wir von nun an

nicht mehr verlassen. Wir kommen zunächst zu demjenigen, was die Gegner der Dreiteilung wirklich sagten und Tacitus selbst als eine affirmatio charakterisiert hat. Da giebt es keine bloße Annahme, sondern dessen, was sie sagen, sind sie sicher. Sie behaupten darum als sichere Thatsache, plures gentis appellationes, Marsos, Gambrivios, Suevos, Vandalios, esse eaque vera et antiqua nomina. Die angeführten Namen sind unter den Begriff von gentis appellationes subsummiert und wir haben vor allem über den Sinn dieses nicht alltäglichen Ausdruckes ins Klare zu kommen. Gens ist das Volksgeschlecht, welches kleinere Völkerschaften (populos, nationes) in sich begreift, also der weiteste unter diesen gleichartigen Begriffen. So sagt Tacitus weiter unten in unserem Kapitel, der Name Germanen sei aus einem nomen nationis, einer Völkerschaft, zu einem nomen gentis, des Volksganzen, erst emporgekommen. Dort ist von der Anwendung eines Namens auf das Volk die Rede; hier aber ist die Rede von appellationes, welche vom Volk angewendet werden. Den Ausdruck gentis appellationes will Müllenhoff in seiner Abhandlung von Tuisco und dessen Nachkommen S. 213 mit „im Volke gangbar" wiedergeben. Es sind im allgemeinen solche Namen, welche vom Volke angewendet werden, bei ihm gebräuchlich sind. In der Schrift, in welcher die Ansicht der Vertreter der Dreiteilung von deren Gegnern bestritten wurde und aus welcher unser Satz genommen ist, war dieser Sinn wohl näher bestimmt, allein bei der Kürze, die Tacitus in seinen Auszügen aus den beiderseitigen Schriften zeigt, ist dies für uns ebenso verloren, wie die Gründe der Kombinationen bei der Dreiteilung. Wir können nur durch Vergleichung und Schlußfolgerung darauf kommen. In dem nämlichen Satze, in welchem gentis appellationes steht, findet sich als letztes Wort nomina. Es ist dies der allgemeinere Begriff; denn es sind wohl alle gentis appellationes nomina, aber es giebt auch nomina, welche nicht gentis appellationes sind. Allem Anschein nach ist der daselbst sich findende Ausdruck nomina vera identisch mit gentis appellationes, es sollen letztere solche Benennungen sein, die nicht bloß im Volke gangbar, sondern auch ihrem Ursprunge nach sein Eigentum, ihm eigen sind, dasselbe, was Tacitus anderswo adjektivisch durch genticus bezeichnet. Es sind nomina gentica, dem Volke eigene, volkstümliche Namen. Und da in unserer Sprache das von derselben recipierte Wort Nation den Begriff der gens erhalten hat, sodaß wir von

einer deutschen Nation, von welcher die Völker der Bayern, Sachsen nur Teile sind, sprechen, so ist genticus für uns identisch mit national. Tacitus will damit sagen: Die Gegner behaupten, der nationalen Namen sind es mehr als drei, nämlich die vier hier angeführten Namen.

Er ist freilich der Meinung, die drei Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen seien auch nationale Namen. Die Gegner der Dreiteilung haben aber, wenn sie eine solche Annahme nicht schon durch gentis appellationes ausschlossen, dies noch deutlicher dadurch gethan, daß sie sagten, jene Namen seien nicht vera nomina, was nur die vier von ihnen angegebenen Namen seien, jene Namen seien keine im Volke gebräuchliche, keine im Volke geborene heimische Namen. Sie sagten ferner, jene Namen seien nicht antiqua nomina, sprachen ihnen also auch die Altertümlichkeit ab, die ihren vier Namen zukomme. Jene drei Namen sind hiernach eben so wenig in Deutschland gebräuchliche und in Deutschland von Alters her heimische Namen der Stämme, wie es für das Gesamtvolk der von den Gegnern der Dreiteilung hierauf sofort angeführte Name Germanen war. Wäre Tacitus in dem referierenden Teile des zweiten Kapitels nicht gar so sparsam mit Worten gewesen, so würden wir Gewißheit darüber haben, daß die Gegner der Dreiteilung hier dasselbe von den Namen Ingävonen, Istävonen, Hermionen sagten, was sie im unmittelbaren Anschlusse an das Wort nomina unseres Satzes von dem vocabulum Germaniae sagten. So aber müssen wir aus dem Zusammenschlusse ihrer Worte nomina und vocabulum Germaniae, die durch ceterum verbunden sind, nur folgern, daß sie von den nomina der Stämme auf das sonst gar nicht hierher gehörige vocabulum Germaniae exemplificierten. Ein tertium comparationis lag schon darin vor, daß, wenn die Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen keine vera nomina und keine antiqua nomina der Stämme waren, sie anstatt der eigentlichen Namen erst neu aufgekommen sein müssen, wie dies auch bei dem vocabulum Germaniae nach den Worten recens et nuper additum der Fall war. Wurde aber die Gleichsetzung von den Gegnern der Dreiteilung vollständig durchgeführt und auch noch in anderen Punkten gefunden, so haben sie auch gesagt, daß die Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen ebenso, wie der Name Germanen, erst durch die Gallier bei den Römern in Gebrauch gekommen seien. Auf dieser Fährte nach Gallien werden wir sie noch verfolgen.

Die Namen Marser, Gambrivier, Sueven, Vandalen sind in Deutschland in lebendigem Gebrauche stehende Namen von germanischen Völkerschaften gewesen und so alt, als diese Völker selbst. Ich werde nun zunächst ihr Vorkommen als Einzelvölker bei alten Geographen und Geschichtschreibern nachweisen, dann im nächsten Abschnitte von ihnen in einem über die einzelnen Völker hinausgehenden weiteren Sinne handeln, wonach sie als Stämme erscheinen.

Die Marser werden zuerst bei Strabo erwähnt, dessen Geographie uns hier und bei dem nächstfolgenden Namen Gambrivier ganz besonders beschäftigen wird und ausgezeichnet ist durch den weiten und richtigen Blick in der Anordnung des Ganzen, durch das stete Bestreben, nur solchen Stoff aufzunehmen, der sich auf sichere Quellen stützt, als welche für ihn in dem Abschnitte über Germanien überall die Römerkriege hervortreten. Er kennt die Grenzen der Völkerschaftsgebiete noch nicht genauer und verzichtet auf deren nähere Bestimmung, wo es nicht durch besondere Umstände möglich oder geboten erscheint. Seine Beschreibung Germaniens beginnt er mit den Gegenden am Rhein. Die Bevölkerung dieses rechtsrheinischen Landesteiles nennt er bei dem Übergange von diesem Landesteile zu dessen östlichem Hinterlande *παραποτάμιοι* (edit. Müller pag. 241 lin. 10). Er zählt die dortigen Völkerschaften nicht einzeln auf, sondern bemerkt nur im allgemeinen: „Einige Völkerschaften dieses Landesteiles haben die Römer nach Gallien hinüber versetzt; andere haben sich, um dem zuvorzukommen, in weiter landeinwärts gelegene Gegenden zurückgezogen, wie die Marser. Nur wenige sind hier zurückgeblieben, darunter ein Teil der Sigambern.“ Die hier ausgehobene Stelle zeigt bereits das für die ganze Germania des Strabo Charakteristische, daß seine fast einzige Quelle die aus den römisch-germanischen Kriegen stammenden Nachrichten sind. Den großen Krieg, welchen Augustus durch seine Feldherren gegen die Germanen führen ließ und den nach seinem Tode Germanicus ohne Willen des Tiberius aufnahm und eine Zeit lang fortsetzte, kennt er aufs genaueste von seinem Beginn an mit der Niederlage des Lollius durch den Sigamber Melo bis zum Triumphe des Germanicus, den er selbst sah. Die auf diesen Krieg bezüglichen geschichtlichen Vorgänge, über welche nach Rom sehr genaue und zahlreiche Berichte gekommen sein müssen, läßt er in seiner Darstellung überall hervortreten. Dies ist sowohl in dem Abschnitte vom Rhein-

lande der Fall, als auch in den beiden folgenden Abschnitten über das Binnenland bis zur Elbe und über die Quellengegend von Rhein und Donau. Dann folgt eine kritische Betrachtung über die Nachrichten vom Kimbernkriege und schließlich Bemerkungen über die im Osten der Elbe gelegenen Landstriche, von denen er schon früher gesagt hatte, daß sie den Römern nicht bekannt seien, weil Augustus seinen Heeren die Überschreitung der Elbe verboten habe. Die oben ausgehobene Stelle läßt insbesondere auch erkennen, daß Strabo keinen wichtigeren Vorgang aus den Römerkriegen im Landstriche am Rheine — der Schauplatz der Varusschlacht lag außerhalb des Rheinlandes — kannte, als die Versetzung mehrerer seiner Völkerschaften nach Gallien. Von der Versetzung der Ubier hat er schon in seiner Beschreibung von Gallien gesprochen (edit. Müller 161, 24—26). Die Wegführung der Sigambern und Rheinsueven im Jahre 8 v. Chr. setzt er als ein ihm und seinen Zeitgenossen gleichzeitiges Ereignis als bekannt voraus und sagt auch ganz deutlich, wohin sie versetzt worden sind, was ich in meiner Urgeschichte der Franken Seite 37—43 aus Strabo ausführlich wiedergegeben habe, worauf ich auch hier weiter unten um der Gambrivier willen zurückkommen muß. Indem Strabo dies Ereignis als wohlbekannt voraussetzt, sagt er nur, daß ein Teil der Sigambern hier zurückgeblieben sei. Dieser Teil blieb also in dem Landesteile am Rhein, wie bisher, sitzen, im Gegensatze nicht nur zu seinen eigenen versetzten Volksteilen, sondern auch zu dem Verhalten der Marser, welche, um dem zuvorzukommen, aus ihrem bisherigen dem Rheine näher gelegenen mehr exponierten Sitze entwichen und zwar, wie wir aus den Annalen des Tacitus I. 50 ersehen, in den äußersten Nordosten des Rheinlandes hinter (östlich) die im Osten von Koesfeld gelegene silva Caesia. Wie ich schon in meiner Urgeschichte der Franken bemerkt habe, widerlegt diese Stelle des Strabo bündig die Meinung Neuerer, die Marser seien nur ein neuer Name der Sigambernreste. Außer in zwei Stellen der Annalen des Tacitus (I. 50. II 25) kommt das Einzelvolk der Marser sonst nicht mehr vor.

Die Gambrivier werden als eine Völkerschaft nur von Strabo angeführt im zweiten Abschnitt seiner Germania, welcher das im Osten von dem im ersten Abschnitte behandelten Rheinlande gelegene Binnenland bis zur Elbe begreift (edit. Müller § 4—7). Sie heißen bei Strabo Gamabriuer. Ihren Wohnsitz aus Strabo näher bestimmen

zu wollen, als daß er außerhalb des Rheinlandes und keinesfalls jenseits der Elbe liegt, ist unthunlich und Müller hat in seiner Ausgabe des Strabo recht, wenn er zu diesem Namen im Register bemerkt: sedes plane ignota. Insbesondere ist es unzulässig, in der Aufzählung der Namen von Völkerschaften im Abschnitte zwischen Rhein und Elbe eine geographische Ordnung zu suchen. Das in seiner ganzen Germania bemerkbare Verfahren Strabos, in der Aufzählung von Völkerschaften keine geographische Ordnung zu beobachten, rührt davon her, daß der Inhalt seiner Germania nur aus den Nachrichten über den Römerkrieg in Germanien — er spricht immer nur von einem einzigen Kriege, nicht von mehreren Kriegen — fließt, nicht aber aus ihm vorliegenden geographischen Bestimmungen. Er war auch der früheste Geograph Germaniens. Der Mangel an jeder Rücksicht auf geographische Anordnung der Völkerschaften herrscht insbesondere auch in dem zweiten Abschnitte der Straboniſchen Germania, in welchem das Wort Gamabriuer steht. Um dies zu beweisen, muß ich auf diesen Abschnitt umständlicher eingehen. In dem das Binnenland zwischen dem Rheinland und der Elbe behandelnden Abschnitte giebt Strabo zuerst ein ebenso anschauliches als richtiges Bild des Ganzen, indem er sagt, daß das Land gegen Süden ansteige bis zu einem Teile der Alpen. Von den Alpen kommt er dann auf das ebenfalls im Süden Deutschlands befindliche herkynische Waldgebirg und die „teilweise in demselben, teilweise außerhalb desselben wohnenden Sueven," von denen er schließlich bemerkt: „Das größte Volk sind also die Sueven." Dann sagt er, es gebe jedoch außer den Sueven zwischen Rhein und Elbe noch Völker von geringerer Größe und nennt nun auf einem Haufen beisammen dahin gehörige Völker mit Namen, aber nur beispielsweise, wie er denn die Aufzählung mit einem *καὶ ἄλλοι πλείους* schließt. Die sämtlichen Namen, worunter auch die Gamabriuer sich befinden, sind ohne Angabe ihrer Wohnsitze gelassen mit einziger Ausnahme der ozeanischen Sigambern, was seinen sehr erklärlichen besonderen Grund hat. Strabo hat nämlich am Schlusse des vorausgegangenen Abschnittes *λοιποὶ Σούγαμβροι* genannt, welche von ihm am Eingange zum zweiten Abschnitte als *παραποτάμιοι* bezeichnet sind, und wenn er nun im Verlaufe dieses Abschnittes unter einem Haufen von Völkernamen nochmals *Σούγαμβροι* nennt, muß er doch ein Unterscheidungsmerkmal beisetzen. Daher sagt er hier *πρὸς τῷ Ὠκεανῷ Σούγαμβροι* (edit. Müller 241, 49), dieselben Sigambern,

die er nochmals (l. c. 244, 34) als Anwohner des Ozeans nennt. Es sind diejenigen Sigambern, die auf die rechte Seite des Rheins nächst dem Ozean versetzt worden sind, während die auf die linke belgische Seite unterhalb der Menapier an die Rhein- und Schelde-Mündung in das Plinianische Texuandrien versetzten Sigambern von Strabo (edit. Müller 161, 55) als *κατὰ τοὺς Μεναπίους* sitzend angeführt sind. Die auf die beiden Seiten des untersten Rheines versetzten Sigambern sind die Väter der Seefranken (meine Urgesch. d. Franken S. 40. 76). Nun hat man das bei den ozeanischen Sigambern im zweiten Abschnitte stehende *πρὸς τῷ Ὠκεανῷ*, das mitten in einem Haufen von Namen steht, auf alle noch weiter beispielsweise genannten Namen, samt den *καὶ ἄλλοι πλείους* beziehen wollen, was ein um so befremdlicheres Mißverständnis ist, als gleich das zweite nach den ozeanischen Sigambern genannte Volk die Brukterer sind, welche dem Strabo genau bekannt waren und von denen er gelegentlich sagt, daß durch ihr Land die Lippe fließt — ein Fluß, der im römisch-germanischen Kriege eine hervorragende Rolle spielt und immer und immer wieder genannt wird, weil er am Hauptausgangspunkte der Römer in diesem Kriege, bei Castra vetera unweit dem heutigen Xanten mündet, und an ihm die Heerstraße gegen die innerländischen Germanen hinführte. Dennoch mutet man dem Strabo zu, er habe die Mündung der Lippe samt den Brukterern ans Meer gelegt. Damit hängt auch eine mißverständliche Auffassung einer Stelle des Strabo zusammen, wo er mit dem Laufe der Ems den Lauf der Weser unbeschränkt parallelisiert, den Lauf der Lippe aber nur mit der Beschränkung auf dessen 600 Stadien vom Rheine entfernte Strecke d. h. auf ihren Oberlauf. In der That laufen Ems und Lippe von ihrer Quelle an ziemlich parallel, bis sich bei Telgte unweit Münster die Ems nordwärts wendet, die Lippe aber ihren Lauf westwärts fortsetzt bis zum Rheine bei Castra vetera. Die in der beregten Namenhäufung stehenden Völkernamen lassen selbst uns, denen der Römerkrieg nur sehr fragmentarisch bekannt ist, ihre historische Beziehung auf denselben einschließlich des Triumphzuges des Germanicus mit Ausnahme der Gamabriuer und Chauben erkennen. Weser und Lippe sind in obiger Parallelisierung mit der Ems nur erwähnt, weil sie aus den Feldzügen des Drusus und Germanicus am besten bekannt waren, wie auch bei der Ems des Drusus gedacht wird. Und so knüpft Strabo an seine Erwähnung der Weser und Lippe sofort den davon entlegenen Fluß

Salas, zwischen welchem und dem Rheine Drusus vom Tod ereilt wurde. Dazu wird dann noch der von Drusus eingenommenen Insel Byrchanis (Borkum) gedacht. Von einer geographischen Ordnung ist hier nirgends eine Spur und man kann aus dem Platze, an dem ein Name bei Strabo sich findet, nicht auf seine geographische Lage schließen, wenn nicht andere Merkmale hinzutreten.

Der Name Sueven wird zunächst von Plinius in seiner Naturgeschichte (IV, 28) für ein Einzelvolk gebraucht, das in dem Stamme der Hermionen eines der vier von Plinius dort genannten Einzelvölker bildet in ganz gleicher Weise wie Hermundurer, Chatten und Cherusker. In der Historia Augusta und nach dem markomannischen Kriege überhaupt wird dann der Name stets für ein Einzelvolk gebraucht. Die Schreibweise dieses Namens Sueven, welche auch Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache und in der Mythologie (S. 336) bewahrt hat, habe ich gegenüber der Neuerung Sueben hier noch beibehalten in Übereinstimmung mit dem ständigen Gebrauche der lateinischen codices, da ich es nicht zu billigen vermag, wenn man eine bei den Alten ständige Schreibweise eines alten Namens ändert nach neueren Ergebnissen germanischer Philologie. Das Einzelvolk der Sueven erscheint vor dem markomannischen Kriege gewöhnlich durch eine Nebenbenennung bezeichnet, welche seine Stellung unter den Sueven ausdrückte als das älteste Volk der Sueven, das allen Stammverwandten seinen Namen Sueven gab und bei welchem sich die mit ihm stammverwandten Völker als bei seinem ältesten Volke zur Stammesfestfeier versammelten. Dies zeigt ihr besonderer Name Semnonen an d. i. Versammlungsvolk, das darum auch caput Suevorum heißt. Die Bedeutung des Namens Semnonen als Versammlungsvolk erkennen sowohl Zeuß: „Die Deutschen“ S. 457 als auch Müllenhoff Abh. 246 an und führen das Verschwinden der Benennung Semnonen seit dem markomannischen Kriege darauf zurück, daß eben seit diesem Kriege, in welchem die semnonischen Sueven mit den Langobarden außerhalb Germaniens Grenzen gerieten, die Versammlungen der Stammverwandten bei ihnen aufhörten. Vorher war dies ihre größte Auszeichnung, wie auch Tacitus Germ. 39 zu erkennen giebt. Der Gebrauch des Namens Sueven im weiteren Sinne als Stammesnamen war im ganzen ersten Jahrhundert n. Chr. und noch darüber hinaus am weitesten verbreitet und lebendig, so daß man die Gefahr eines Mißverständnisses lief, wenn man jenes einzelne Volk

mit seinem ureigenen Völkerschaftsnamen Sueven schlechthin benannt hätte. Nur Plinius konnte für dasselbe auch in dieser Zeit den Volksnamen Sueven schlechthin gebrauchen, weil er zur Bezeichnung des Suevenstammes sich eines, wohl durch die Gallier bekannt gewordenen Ausdruckes Hermionen bediente, den schon vor ihm Mela für die nicht in der Nähe Galliens oder an der ingävonischen Küste, sondern weiter (ultra) landeinwärts, von Gallien aus gesehen am entferntesten (ultimi) wohnenden Germanen gebrauchte, wie wir dies bei Besprechung der betreffenden Stelle des Mela sehen werden.

In der Periode, in welcher der Name Sueven noch als Gemeinname diente, war dies auch mit dem Namen Vandalen der Fall, was wir aus der Übereinstimmung seines Gebrauches zur Benennung des Stammes der ostelbischen Germanen bei Plinius Nat. hist. IV, 28 mit seiner Anführung unter den Stämmenamen in unserem Satze des Tacitus ersehen. Doch begegnet er uns bei Historikern nicht, weil die vandalischen, später gewöhnlich die gotischen genannten Völker mit Ausnahme der schon von Strabo aus den Kriegen Marbods genannten Lygier erst mit dem markomannischen Kriege in die Geschichte eintreten, und zwar als Einzelvölker, welche auch später nie mehr unter ihrem alten Gemeinnamen erscheinen. Dagegen haftet der Name Vandalen an ihrem jetzt eben erst geschichtlich bekannt werdenden ehemaligen Kernvolke, dem Einzelvolke Vandalen in den beiden Zweigen der Asdinger und Silinger, von denen schon vor dem markomannischen Kriege Ptolemäus die Silinger rechts der Elbe nördlich vom Riesengebirge, dem vandalischen Gebirge des Dio Cassius (Hist. Rom 55, 1), nennt.

6. Bedeutung und Geschichte der Marser, Gambrivier, Sueven und Vandalen als Stämme.

Die Namen Marser, Gambrivier, Sueven, Vandalen sind von den Gegnern der Dreiteilung in unserem Satze nicht als Völkerschaftsnamen gebraucht, sondern in einem weiteren Sinne, welcher über die so benannten Völkerschaften hinaus einen größeren Teil des germanischen Volkes begreift. Die damit bezeichneten größeren Volksteile dürfen wir Stämme nennen, weil sie auf Stammverwandtschaft beruhen, müssen uns aber dabei vor einer Täuschung hüten, welcher gerade die Deutschen leicht unterliegen, bei denen sie hervorgerufen oder gefördert wird durch Übertragung des Charakters der sogenannten neuen Stämme auf jene

alten Stämme. Die Definition der neuen Stämme habe ich in der Einleitung zu meiner Schrift über die Völkerstämme nach Arnold und Dahn gegeben. Neue Stämme sind diejenigen, welche in der Zeit nach dem markomannischen Kriege in einer politischen Bedeutung hervortreten. Dies ist das unterscheidende Merkmal. Die alten Stämme sind gar kein politischer Faktor, sie beruhen lediglich auf der Stammverwandtschaft eines Kreises von Völkern mit je einer der oben genannten Völkerschaften. Der Stammverband als solcher hat gar keinen besonderen Namen, darum erlöschen diese Namen, sobald politische Ereignisse die darin begriffenen stammverwandten Völker auseinanderreißen; es bilden sich politische neue Stämme mit besonderen Namen. Die alten Stämme haben keinerlei politische Organisation, das politische Leben bewegt sich nicht in ihnen, die in ihnen begriffenen Völkerschaften sind vielmehr völlig autonom.

Die alten Stämme sind aber auch keine Kultgenossenschaften. So viel ist wohl richtig, daß in den allerältesten Zeiten, wo um ihr ältestes Volk — wir wollen diese Völker ihr Kernvolk nennen — sich der Kreis der stammverwandten Völker noch am engsten schloß, die stammverwandten Völkerschaften gemeinsam mit dem Kernvolke zur Erinnerung an ihren gemeinsamen Ursprung ein Fest feierten, das wie alle geordneten Versammlungen des Volkes von den Priestern mit einer religiösen Feierlichkeit eröffnet wurde. Aber dieses Fest bestimmte nicht den Charakter ihres Verbandes, sondern es wurde umgekehrt das Fest gefeiert wegen des bestehenden Bandes gemeinsamer Abstammung. Es hatte dieses Fest auch keinen Einfluß auf das Fortbestehen des Stammes. Wurde das Kernvolk außer Verbindung mit den stammverwandten Völkern gesetzt, so hörte diese gemeinsame Ursprungsfeier mit ihm auf, aber der Stamm blieb deswegen doch fortbestehen. Und wenn eine Anzahl stammverwandter Völker durch besondere Verhältnisse nicht mehr an der gemeinsamen Feier mit dem Kernvolke teilnehmen konnte oder wollte, so unterlag es keinem Bedenken, daß sie zusammen unter sich eine Erinnerungsfeier ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit begingen, daher auch eine größere Anzahl derartiger mehreren Völkern gemeinsamen Feststätten in Germanien sich findet.

Ein Zeichen der ursprünglichen Verwandtschaft der Angehörigen eines jeden Stammes und zwar ein festeres und dauernderes, als die Feier ihrer gemeinsamen Abstammung, war der Typus des ihm eigenen

germanischen Sprachzweiges. Dieses Kennzeichen überdauerte die gemeinsame Festfeier, ja selbst die Auflösung des alten Stammverbandes in seine einzelnen Teile, die sich zu den neuen Stämmen umbildeten. Die Teile, welche sich zu neuen politischen Stämmen umbildeten, verleugneten auch im neuen Stamme ihre angestammte Sprache nicht und, wenn wir Völker von gleichem Sprachtypus im neuen Stamme finden, die wir als Glieder eines alten Stammes kennen, so dürfen wir auch sicher schließen, daß ihre Sprachgemeinschaft auch schon für den alten Stammverband gilt. Der eigentümliche Sprachtypus ist ein so konservatives, konstantes Element, daß er die Jahrhunderte mit allen ihren Veränderungen überdauert. Grimm sagt in seiner Geschichte der deutschen Sprache S. 455 von der Zeit, aus welcher unser ältestes Sprachdenkmal, die gotische Evangelienübersetzung des Ulfilas, erhalten ist, daß damals die übrigen deutschen Zungen sich der gotischen Sprache beträchtlich genähert haben mögen, man aber der Annahme sich nicht erwehren könne, daß die gotische Sprache schon in frühester Zeit ihren eigenen Weg eingeschlagen haben werde, was ebenso für die anderen Zungen gilt. Während die vandalisch-gotischen Völker dem gotischen Sprachtypus angehörten, traten unter den drei anderen Stämmen sehr markierte Sprachunterschiede hervor. Das Altfränkische am Niederrhein und im germanischen Belgien steht, wie Grimm a. a. O. S. 581 sagt, mit seinem Konsonantismus im Gegensatze zum Hochdeutschen, das Friesische an der Nordseeküste steht den nordischen Sprachen näher als dem Altfränkischen, das Hochdeutsche im größten Teile des Binnenlandes hat die Ansätze zu der von Grimm sogenannten zweiten Lautverschiebung schon lange vor deren Ausbildung in sich getragen und bis zum siebenten Jahrhundert vollständig ausgebildet. Diese Typen sind nicht erst mit oder nach der Umbildung der alten Stämme zu neuen politischen Stämmen entstanden, sie weisen mit ihren Ansätzen schon auf die früheste Zeit zurück. —

Die alten Stämme reichen mit ihren Anfängen in die Vorgeschichte des Volkes. Wie scharf ich Mythe und Geschichte scheide, so möchte ich kaum weniger streng Vorgeschichte und Geschichte getrennt gehalten wissen. Während jene aus verschiedenen Umständen ihre Kombinationen macht, soll diese zu ihrem Gegenstande nur historische Thatsachen nehmen, die ihr berichtet sind. Die Vorgeschichte der Stämme verweise ich, soweit sie nicht gar in die arische Geschichte verfolgbar sind, in einen

Anhang zu derselben, oder doch in einen besonderen Abschnitt als unmittelbaren Vorläufer der geschichtlichen Darstellung. Die Geschichte der alten Stämme beginnt mit der historischen Zeit, welche ihren Anfang von römischer Kunde über die Germanen nimmt und endet erst mit der Bildung der neuen Stämme. Dazwischen liegt ihre eigene, wechselnde, steigende, fallende Entwickelung, die eben ihre Geschichte ausmacht, der wir nun näher treten wollen.

Der Beginn der historischen Zeit findet die alten Stämme schon in ihrer Niederlassung auf dem germanischen Boden in Mitteleuropa, wie er nachher im Großen und Ganzen geblieben ist. Einzelnes hat sich geändert, ist verloren gegangen, ist gewonnen worden, dort ist Schädigung, hier Gewinn eingetreten, aber im Ganzen ist es nach wie vor das weite Land im Norden der Alpen bis zu den nordischen Meeren, zwischen Gallien und den sarmatischen Ebenen. Welchen Teil dieses großen Ganzen jeder der vier Stämme eingenommen, erkennen wir zunächst aus dem Sitze des Kernvolkes. Dies geschieht leicht bei den Marsern als einem Kerne rheinländischer Völker, bei den Sueven als dem Kerne binnenländischer Völker, den Vandalen als dem Kerne ostelbischer Völker Nur bei den Gambriviern macht die Ungewißheit des Wohnsitzes der so benannten Völkerschaft Schwierigkeit. Es ist zwar eine alte Annahme, daß der gambrivische Stamm identisch ist mit dem Stamme, dem die Kimbern angehören, den Nordseegermanen. Die Nordseegermanen müssen einen eigenen Stamm gebildet haben, da man sie nicht von den Friesen an bis zur Nordspitze der jütischen Halbinsel zum rheinländischen Stamme werfen kann, ein Verfahren, dem auch der grundverschiedene Typus der Sprache niederrheinischer Völker und ozeanischer Germanen entgegensteht. Die Identität der Gambrivier und Kimbern haben in früherer Zeit nicht bloß einzelne Gelehrte, wie Leibniz angenommen, sondern es war die im vorigen Jahrhundert gemeine Meinung. So lese ich in einer vor mir liegenden alten Ausgabe der Germania des Tacitus von Koch (1799) zu dem Worte Gambrivii die Note: „Die Gambrivier hält man mit den Cimbern gemeiniglich für ein Volk.“ Ich habe in meiner Schrift über die Völkerstämme die Identität der Völkerschaften der Gambrivier und Kimbern nicht angenommen und kann sie auch nicht annehmen, denn sie widerlegt sich schon dadurch, daß in der Reihe der von Strabo beispielsweise als außer den Sueven zwischen Rhein und Elbe noch vorhandenen

Völker beide Namen Gamabriuer und Kimbern getrennt vorkommen. Ich betrachte die Gambrivier als einen eigenen sehr alten Volksteil der Nordseegermanen, der den Kimbern auch etymologisch sehr nahe stehen mag. Ich habe früher die schon von Graff in seinem altdeutschen Sprachschatze 4. 207 hergestellte etymologische Verwandtschaft mittelst Bildung von kimbar und dem ablautend geformten kambar aus einer gotischen Wurzel gimb auch angenommen, welche jedoch Müllenhoff Deutsche Altertumskunde II. 118 bekämpft, und ich habe sie noch durch den Hinweis auf den Wechsel des keltischen Kymrien mit Cambria in Wales unterstützt. Indessen erkenne ich an, daß der Wechsel eines gotischen g in k nur streng althochdeutsch ist und wir es hier doch nicht mit streng althochdeutschen Formen zu thun haben. Übrigens ist die etymologische Verwandtschaft von Gambriviern und Kimbern nicht nötig, um in den Gambriviern das alte Kernvolk der Nordseegermanen zu sehen. Eine zwischen den Namen Gambrivier und Sigambern versuchte etymologische Verbindung führt irrig zu dem für die Geschichte unannehmbaren Gebilde der „gambrischen Völker". Für diese letztere Etymologie besteht noch nicht einmal Einigkeit (Würtembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte Jahrg. 1892 S. 27), geschichtlich aber haben die gambrischen Völker gar keinen Boden und es ist unmöglich, daß die Sigambern, die im rechtsseitigen Rheinlande den Marsern benachbart waren, einem andern der vier großen deutschen Stämme angehört hätten, als demselben, dem die Marser angehörten, wie denn sowohl Sigambern, als auch Marser in allem sich als Angehörige des rheinländischen oder marsischen, oder nach Plinianischer Redeweise istävonischen Stammes zeigen. Will man noch fragen, wo denn unter den Nordseegermanen ein Platz wäre, um die Völkerschaft der Gambrivier unterzubringen, so verweise ich den Frager auf des Tacitus Germania c. 34 und 35, wo Tacitus an ersterer Stelle sagt: „Im Rücken der Angrivarier (auch ein Volk nordseegermanischen Stammes) und Chamaver sitzen die Dulgibiner und Chasuarier und andere nicht ebenso namentlich aufgeführte Völker (unter denen man auch die Gambrivier placieren kann)", und an zweiter Stelle bemerkt er: „dieselben Völker sitzen zur Seite der Chauken" also des nach den Kimbern nächst größten Volkes der Nordseegermanen. Wir wenden uns nun zu einem kurzen Überblicke des Verlaufes der Geschichte der alten Stämme bis zu der sie beendigenden Bildung der neuen Stämme.

I. Anfänglich lag noch ein breiter Gürtel keltischer Völker zwischen den Germanen und Rom sowohl in den Alpenländern als auch in Gallien. Die germanischen Stämme waren im Vorrücken begriffen. Wir hören von drei großen Bewegungen in dieser Richtung, deren jede von Völkern je eines der Stämme diesseits der Elbe — des rheinländischen, ozeanischen und binnenländischen Stammes — ausging, und zwar die älteste vom rheinländischen Stamme. Als Cäsar zum erstenmale in das belgische Gallien kam, erfuhr er, daß zu einer Zeit, die ihm als Altertum bezeichnet wurde, rheinländische Germanen nach Belgien herüber gedrungen seien, die Gallier vertrieben und ihre Wohnsitze eingenommen hätten. Ihnen folgten andere nach. Als solche Völker germanischen Ursprungs in Gallien werden uns die Tungrer, Eburonen, Pämaner, Käräser, Kondruser, Segner, Trevirer, Aduatuker, Nervier und Menapier genannt. Aber den Siegern schlug ihr Sieg zum Verderben ihres Germanentums aus (meine Völkerstämme der Germanen S. 10—12). Die Kelten waren den Germanen jener Zeit an Kultur voraus und verdankten dies hauptsächlich ihrem Leben in zahlreichen und großen Städten. Denn das Leben in den zusammengerückten Häusern und Straßen der Städte nähert die Bevölkerung einander mehr, befördert den Verkehr, bringt andere Lebensweise, Bedürfnisse, Genüsse und mehr Bildung mit sich, als das Leben, das sich, wie jenes der Germanen, nur in Ortschaften bewegte, die in zerstreut angelegten Gehöften bestanden, deren Bewohner keine andere Beschäftigung im Frieden kannten, als Jagd und Viehzucht. Indem die in Belgien eingezogenen Germanen die keltischen Städte nicht zerstörten, sondern für sich in Besitz hielten, nahmen sie bald städtische Lebensweise an, dann auch die Tracht und zuletzt auch die Sprache der Gallier. Sie selbst wußten sehr wohl noch, daß sie germanischen Ursprungs seien und rühmten sich dessen auch wohl, aber in ihrem Wesen waren sie Kelten. Eine weite Kluft trennte sie endlich von den im Wäldlerleben verbliebenen rechtsrheinischen Landsleuten. Durch die Keltisierung eines so beträchtlichen Teiles seiner ehemaligen Stammesgenossen erlitt der jetzt auf seine Völker rechts des Rheins beschränkte rheinländische Stamm der Germanen eine große Schmälerung. Alle diese belgischen, ehemaligen Germanen wurden von Cäsar unterworfen, was in einem mittelbaren Zusammenhang steht mit dem Verlaufe der jüngsten uns hier beschäftigenden drei großen Bewegungen, der suevischen, nach deren Erzählung wir auf jene Eroberung Belgiens durch Cäsar zurückkommen.

Zwischen die erzählte rheinländische Bewegung gegen die Gallier und die erwähnte suevische Bewegung fiel eine zweite große Bewegung, die von einem germanischen Stamme am Ozean und zwar von dem größten Volke des ozeanischen Stammes ausging, den Kimbern, den Bewohnern der kimbrischen oder jütischen Halbinsel. Eine Meeresrevolution soll in der letzten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts den Anlaß dazu gegeben haben; eine Sturmflut habe einen großen Landesverlust mit sich gebracht, die Bewohner des verlorenen Landstriches hätten sich auf die nächstwohnenden geworfen und es habe sich die Bewegung fortgepflanzt selbst zu den südöstlich den Kimbern benachbarten Teutonen gleichen Stammes und in kurzem sei dann die gewaltige Masse an der Nordgrenze Böhmens angelangt, wo damals die Grenze des Germanentums gegen das Keltentum war. Tacitus beginnt den zweiten oder speziellen Teil seiner Germania c. 28—46 damit, daß er c. 28 die ehemaligen Machtverhältnisse der Gallier und Germanen gegen einander angiebt und unter Berufung auf Julius Cäsar behauptet, einstmals seien die Gallier der mächtigere Teil gewesen, während jetzt germanische Völker in Gallien eingewandert seien. Hierbei sagt er c. 28, daß das Land zwischen dem herkynischen Walde, dem Rhein und dem Maine die beiden gallischen Völker Helvetier und Bojer innegehabt hätten, und zwar die Bojer den östlichen Teil, wo noch der Name Bojohemum an sie erinnere, den westlichen, südlich vom Maine gelegenen Teil aber die Helvetier. Diese Länder wurden zwar später zu verschiedenen Zeiten ein Besitztum eindringender Sueven, wovon bei der suevischen Bewegung die Rede sein wird, für jetzt aber behaupteten sich die Bojer in Böhmen. Wie Strabo erzählt, wurden die mit Weib und Kind auf Wagen ausgezogenen Germanen von den Bojern abgetrieben und sind östlich ausweichend an die Donau und zu den gallischen Skordiskern, dann zu den ebenfalls gallischen Tauriskern im späteren Norikum gekommen. Letztere standen bereits im Verhältnisse von Schützlingen zu den Römern. Der römische Konsul Papirius Carbo überfiel nach eingeleiteten Verhandlungen die Eingedrungenen 113 v. Chr. bei Noreja, wurde aber zurückgeschlagen, doch nicht verfolgt. Die eingedrungenen germanischen Massen, unter denen von den Schriftstellern meist die Kimbern allein mit Namen angeführt werden, wandten sich zu den Helvetiern, von denen sich ihnen einige Stämme anschlossen. Feindseligkeiten scheinen hier nicht vorgefallen zu

sein, wenn auch das helvetische Volk, das an sich friedfertig gewesen sein soll, in seinen Verhältnissen sehr gestört und aufgeregt worden sein muß, da solche eingedrungene Volksmassen nicht zur Niederlassung aufgenommen werden konnten, fast vier Jahre hier blieben und selbst einen großen Teil des Volkes mitfortrissen zum Einbruch in Gallien. Auch in Gallien fanden sie keine Niederlassung. Obgleich das mittlere und südliche Gallien nach dem Zeugnisse Cäsars, der 50 Jahre später dahin kam, furchtbar verheert wurde, hielten die Gallier doch die Städte und verteidigten dieselben auf das Äußerste. An der Rhone hatten die Römer schon damals auf der Westseite der Alpen eine transalpinische Provinz Gallien. Eine furchtbare Niederlage erlitten sie 105 unter Manlius und Cäpio an der Rhone, wo von den Kimbern und Teutonen ein auserlesenes römisches Heer von 60000 Mann vernichtet wurde. Gewaltiger Schrecken entstand in Rom, da man des Einbruchs der furchtbaren Barbaren gewärtig sein mußte. Doch währte es noch bis 102, ehe die Kimbern und Teutonen wirklich dazu schritten. Aber das Feldherrntalent des Marius und römische Kriegskunst retteten Rom. Die Teutonen wurden von Marius 102 in der transalpinischen Provinz, die Kimbern 101 in Oberitalien von ihm geschlagen und vernichtet.

So gewaltig und kraftvoll die Nordseegermanen mit dem Kimbernzuge in die Weltgeschichte eingetreten sind, so hat doch der Verlust der Hauptmasse ihrer größten Völker, der Kimbern und Teutonen, von denen nur kleine Reste in der Heimat zurückblieben, ihre beste Kraft gebrochen. Fortan waren ihre größten Völker die Chauken und Friesen, zwei nahverwandte Zweige desselben Volksschlages, wie sie Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache S. 678, mit Recht nennt. Die Stammverwandtschaft der Chauken mit den Kimbern bezeugt Plinius ausdrücklich und ihre Verschiedenheit von den rheinländischen Germanen konnte er sehr wohl beurteilen. Er war selbst bei den Chauken und hörte ihre Sprache und vermochte sie von der ihm am Niederrhein bekannt gewordenen Sprache seiner Istävonen wohl zu unterscheiden. Die Sprache der Friesen und Chauken ist später ebenso in bloß dialektisch unterschiedene Formen der friesischen Sprache übergegangen, wie die beiden Völker sich, soweit Chaukenland nicht von Sachsen erobert wurde, zu dem neuen Stamme der Friesen vereinigt haben. Sie haben bis dahin und nachher nicht mehr entscheidend oder auch nur hervorragend in die Geschichte eingegriffen. Die Entlegenheit ihrer Wohnsitze

von den Schauplätzen, die das Ringen der germanischen Kraft mit der Macht des römischen Reiches sich jeweilig wählte, brachte dies mit sich in Verbindung mit dem Verluste der ihren Hauptbestand einst bildenden großen Völker im Kimbernzuge. Getrennt von jenem der Friesen wird der Name der Chauken zum letztenmale um 190 bei einem Einfalle in Belgien (Historia Augusta in Didio Juliano) genannt. Von denjenigen Teilen des Chaukenlandes, welche die Sachsen, ein von den Nordmannen oder Nordgermanen abgezweigtes Volk, den Chauken wegnahmen, blieben immer ausgenommen derjenige Teil des jetzigen Großherzogtums Oldenburg, welcher nördlich einer von der Mündung der Hunte nach Friesoytha, dieses Amt einschließend, gezogenen Linie liegt und das Fürstentum Ostfriesland. Die Bewohner dieses Landstriches sind dem neuen Friesenstamme zugefallen.

Die Völker des dritten germanischen Stammes zwischen den Germanen des Rheinlandes und der Nordseeküste einerseits und dem ostelbischen Stamme andrerseits waren im Binnenlande die Sueven. Sie waren von den über die Elbe gekommenen oder westgermanischen Stämmen als der letzte über diesen Fluß ins innere Germanien gelangt, ja ihre Hauptvölker, die semnonischen Sueven, die Langobarden, die anglischen Sueven, die Hermundurer saßen noch lange in der geschichtlichen Zeit an der Elbe selbst. In vorhistorischer Zeit waren suevische Völker, die Chatten und Cherusker, in den Winkel zwischen den rheinländischen Germanen und den Nordseegermanen an der oberen Weser und im Fuldagebiete vorgedrungen. Neuerdings wollen manche die Zugehörigkeit der Chatten und Cherusker zu den Sueven bestreiten, aber der Typus ihrer Sprache gehört, wie jener der zu Franken gemachten Nordalemannen am Mittelrhein und Main zum oberdeutschen oder hochdeutschen Typus, wie es bei allen suevischen Völkern der Fall ist, nicht aber zum fränkischen, den man jetzt den niederfränkischen oder niederländischen Typus, dagegen die Sprache der Mainfranken und Hessen den oberfränkischen Dialekt des hochdeutschen Typus nennt. Die Vorstellung von einer ursprünglichen Trennung der Chatten und Sueven beruht nur auf Tacitus, der für seine Germania eine Monographie über die Chatten benützt zu haben scheint, in welcher die Chatten wie das hervorragendste aller westlichen Germanenvölker hingestellt waren. Tacitus eröffnet die Reihe der unabhängigen Germanenvölker c. 30 mit den Chatten, widmet ihnen allein, wie keinem andern Volke, zwei Kapitel, behandelt dagegen c. 32

nur noch die proximi Chattis, die Tencteri, deren Reiterei er mit dem chattischen Fußvolk in Vergleichung setzt, nicht allzu knapp, die paar andern von ihm berührten westlichen Völker mit Einschluß der Friesen, die er übrigens zweimal auch als ozeanische bezeichnet, behandelt er c. 33 und 34 bis auf die Friesen höchst summarisch oder führt sie gar nicht mit Namen an — aliaeque gentes haud perinde memoratae —, um im Übergang von c. 34 auf 35 zu sagen, daß hiermit die in dem gegen Westen — in Occidentem — gelegenen Teile Germaniens wohnenden Völker erschöpft sind. Aber selbst bei den nun c. 35 folgenden Chauken kommt er wieder auf die Chatten und läßt die Chauken wider alle anderen Zeugnisse an die Chatten grenzen. Im c. 36 müssen bei den Cheruskern die Chatten freilich nicht nur als ihre Nachbarn erwähnt werden, sondern auch als ihre völligen Besieger und Herren, was sie unter Domitian im J. 84 geworden waren. Nachdem Tacitus noch c. 37 eine Reminiscenz an die Kimbern mit dem berühmten Tamdiu Germania vincitur eingeflochten hat, kommt er c. 38 auf die Sueven, doch auch hier stellt er die Chatten mit den Tenkterern als Gegensatz der Sueven auf. Wie bisher die Chatten zum Anknüpfungspunkte der Darstellung gedient haben, so dienen dazu von nun an bis zum Ende der germanischen Völkerbeschreibung mit dem Schlusse des c. 45 die Sueven, aber in einem noch engeren Sinne, als bisher die Chatten, indem Tacitus alle übrigen Völker mit den Sueven als Völker gleicher Art verbindet mit dem Kennzeichen einer absonderlichen Haartracht, die jedoch andere Schriftsteller (Seneca, Juvenal, meine Schrift die Völkerstämme S. 63. 64) als Gemeingut aller Germanen ansehen, was im Grunde Tacitus auch durchblicken läßt, eine Haartracht, welche, wie wir wissen, die Langobarden, Burgunder, Skandinavier nicht teilten, wie denn Burgunder und Skandinavier auch einen ganz anderen Sprachtypus hatten, als die Sueven. Aber wie Tacitus über die Chatten wahrscheinlich eine Monographie benützt hat, welcher wohl auch die c. 29 gegebene, sonst nirgends begegnende Nachricht von der chattischen Herkunft der Bataver entstammte, so hat er bei den Sueven eine Schrift benutzt, welche über die unter Nero entdeckten Suionen, Sitonen und Ästyer neue, höchstwahrscheinlich dem Berichte der an die Ostsee von Nero entsandten Forschungsexpedition entnommene Nachrichten enthielt, deren Neuheit auch Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II. 3. 4, und Zeuß, Die Deutschen S. 267, erkannt haben, und da der Berichterstatter in

diesen Nachrichten die Ästyer zu Sueven und die Ostsee zu einem suevischen Meere gemacht hatte, verzog Tacitus den Abschluß der Sueven bis zum Schlusse des c. 45 mit „hic Sueviae finis“. So entstand des Tacitus, auch von Müllenhoff in der oben besprochenen Abhandlung über Tuisko S. 241 so bezeichnete „singuläre Ausdehnung“ der Sueven, hiermit aber zugleich eine den wirklichen Völkerverhältnissen nicht entsprechende Teilung der ganzen Darstellung des speziellen Teiles der Germania zwischen Chatten und Sueven als ihre beiden Angelpunkte Ich halte also an der sonst überall bezeugten Zugehörigkeit der Chatten zu den Sueven fest, wiewohl nicht in dem Sinne Cluvers, der sie mit den Rheinsueven, die wir am Mittelrheine kennen lernen werden, zusammenwirft, sondern ich betrachte sie und die Cherusker als von den Rheinsueven verschiedene Wesersueven. Sie waren aber von den übrigen Sueven schon länger abgetrennt und standen mit den Elbsueven nicht in so enger Verbindung, wie die Elbsueven unter sich.

Wir haben hier jedoch eine andere, weit jüngere Bewegung der Sueven zu betrachten, die sich nicht im Inlande allein vollzog, sondern sich auch nach außen, gegen die Gallier richtete und zunächst die gallischen Helvetier traf. Die Helvetier, welche das Land im Süden des Maines zwischen Böhmen und dem Rhein nach Tacitus Germ. c. 28 in älterer Zeit innehatten, waren bei Cäsars Ankunft in Gallien mit ihrer Nordgrenze schon auf die Rheinstrecke zwischen dem Bodensee und der Rheinbiegung bei dem heutigen Basel beschränkt, standen hier aber in fast täglichen Gefechten mit den Germanen und beklagten sich über die Enge ihrer Wohnsitze. Wir haben gesehen, daß die Helvetier in den Kimbernzug verwickelt waren, und die dadurch eingetretenen Unruhen erleichterten das Eindringen und Vordringen suevischer Völker in der Helvetier ehemalige nördlich von dieser Rheinstrecke gelegenen, älteren Gebiete bis an den jetzt Baden und Elsaß scheidenden Oberrhein und an den Untermain. Ein Zusammenhang des Kimbernzuges mit dem Vordringen suevischer Völker zeigt sich darin, daß unter den Völkern, die sich dem Suevenfürsten Ariovist, der im Jahre 72 v. Chr., sonach kaum 30 Jahre nach der Niederlage der Kimbern in Oberitalien nach Gallien gezogen war, angeschlossen haben, im Jahre 58 auch die Charuden sich befanden, ein Volk, von dem ein Teil noch von Ptolemäus auf der kimbrischen Halbinsel genannt wird, und das doch wohl nur aus Anlaß des Kimbernzuges hierhergekommen war, wo es nun

mit 24000 Mann sich auf Ariovists Aufforderung demselben anschloß. In der Schlacht, welche Cäsar damals dem Ariovist lieferte, wurden Ariovists eigene Leute, die seit 14 Jahren in Gallien ohne Obdach gewesen und wohl aus verschiedenen suevischen Völkerschaften unter Ariovist sich gesammelt hatten, mit dem Namen Sueven belegt und in der Schlachtordnung Ariovists besonders aufgestellt, woneben außer den Charuden noch die dem Anscheine nach schon früher um Straßburg, Speier und Worms angesiedelten suevischen Völkerschaften der Tribocker, Nemeter und Vangionen, dann die noch rechts des Rheins heimischen, ebenfalls suevischen Markomannen und die nicht weiter bekannten Sedusier völkerschaftsweise aufgestellt waren. Ariovist wurde geschlagen und ging über den Oberrhein zurück, wo noch zu Strabos Zeit um die Donauquellen Sueven saßen, auch die Markomannen zu des Drusus Zeit noch zwischen Main und Oberdonau zu Hause waren, wie wir sehen werden.

Außer diesen am Oberrhein auftretenden Sueven erschienen damals Suevenscharen auch am Untermain und von da rheinabwärts, am Mittelrhein, wo sie die ihnen hier nächstgelegenen Völker, die südlichsten rheinländischen Völkerschaften bedrängten. Diese waren die fast stets zusammengenannten Tenkterer und Usipier, welche endlich ihr Land nicht mehr behaupten konnten und es verließen 59 v. Chr., dann auf langen Irrfahrten bis in die Nähe der Rheinmündung kamen und schließlich durch Hülfe des am Rhein und an der Ruhr wohnenden rheinländischen Volkes der Sigambern unterhalb derselben gegen die Bataverinsel hin neue Wohnsitze fanden. Die R h e i n s u e v e n, ihre bisherigen Bedränger, besetzten das von den Tenkterern und Usipiern verlassene Land und bedrohten nun das nächstliegende rheinländische Volk, die Ubier gegenüber Köln, nötigten dasselbe, sich 37 v. Chr. von den Römern auf das linke Ufer aufnehmen zu lassen und nahmen auch deren Land ein, was Strabo (edit. Müller 161, 24—26 und 31—34) ausdrücklich sagt. Die Rheinsueven hatten nun feste Wohnsitze in den alten Sitzen der Ubier, Tenkterer und Usipier am rechten Ufer des Rheines, reichten nordwärts bis an die Sigambern, wohnten westwärts von den Chatten. Zwischen ihnen und den Cheruskern, die nordöstlich von ihnen wohnten, lag ein Waldgebirge, das zu den jetzt sogenannten sauerländischen Waldgebirgen gehörte (silva Bacenis). Daß dieser Wald zwischen den Sueven und Cheruskern liege, sagten die Ubier dem Cäsar, ohne deshalb die Che-

rusker als Nichtsueven charakterisieren zu wollen. Die Cherusker waren ja schon von vorhistorischer Zeit her hier als ein besonderes Volk der Wesersueven konstituiert, nur die neuen Eindringlinge aus dem Suevenstamm, die wohl auch aus verschiedenen Völkerschaften bestanden, nannten die Ubier und andere Rheinländer noch Sueven. Diesen Namen behielten die nun am Mittelrheine seßhaft gewordenen Sueven unter ihren teils zu den Rheinländern, teils zu den Wesersueven gehörigen Nachbarn noch längere Zeit. Sie blieben in ihren gewonnenen Sitzen, niemand hat sie daraus verdrängt, auch nicht die nach einer verbreiteten Vorstellung ihnen oft substituierten Chatten. So erschienen sie in den Römerkriegen als ein zu den tüchtigsten Verteidigern des germanischen Bodens am rechten Rheinufer gehöriges Volk in Gemeinschaft mit den rechts des Rheins noch übrigen rheinländischen Völkern und mit den Wesersueven.

II. Die Eroberung Galliens durch die Römer brachte nicht nur die suevische Bewegung zum Stehen, sondern schnitt jede weitere Vorwärtsbewegung der germanischen Stämme gegen Gallien auf Jahrhunderte hinaus ab. Cäsar eroberte 57 v. Chr. Belgien. Die belgischen Völker germanischen Stammes hatten zu Cäsars Zeit ihr Germanentum und den Zusammenhang mit dem rheinländischen Germanenstamm schon völlig verloren, von Völkern rechts des Rheins beunruhigten ihn in Belgien am meisten die Sigambern, aber nur als einzelne Völkerschaft, weder hier, noch jemals sonst trat der rheinländische Stamm ihm als solcher entgegen, wie überhaupt die alten Stämme keine politische Bedeutung hatten. Gallien wurde nun römische Provinz, aber noch immer setzten rechtsrheinische Völker die Beunruhigung Galliens fort, vor allen die Sigambern, welche auch durch die Niederlage, die sie 16 v. Chr. dem römischen Statthalter Lollius in Niedergermanien, dem zunächst am Rheine gelegenen Teile Belgiens, beibrachten, den unmittelbaren Anstoß gaben zu dem Kriege des Augustus gegen Germanien. Die Absicht bei diesem Kriege war nicht darauf gerichtet, ganz Germanien auf einmal zu erobern, sondern zunächst nur, die römische Herrschaft über den Niederrhein hinaus zu einem passenden Abschnitte vorzuschieben, als welcher dann der Abschnitt zwischen Rhein und Weser geeignet befunden wurde. Der Operationsplan des Drusus und seine Ausführung muß uns mit Achtung vor dem Talente und der Kühnheit des jungen Feldherrn erfüllen. Der Krieg berührte alle germa-

nischen Stämme diesseits der Elbe schon unter Drusus. Zum Hauptstützpunkt für seine Operationen nahm er das nächst der Mündung der Lippe da, wo der Rhein sich von nördlicher Richtung westwärts wendet, gelegene castra vetera, die Hauptoperationslinie ging von da der Lippe entlang gegen die Weser, die Flanken deckte auf der einen Seite eine zur See bewirkte Sicherung gegen Angriffe der Nordseegermanen, auf der anderen Seite die von Mainz aus unternommene Befestigung des Taunus. Unter den rheinländischen Völkern waren seit lange die Sigambern das mächtigste und rührigste Volk, ihnen zur Seite im alten Ubierlande beteiligten sich eifrig die Rheinsueven am Kriege. Von den Wesersueven waren die Cherusker schon durch das Vordringen des Drusus von der Lippe zur Weser in den Krieg gezogen worden, die Chatten hatten sich im Jahre 11 noch geweigert, am Kriege teilzunehmen, und Drusus hatte im Herbste dieses Jahres den Versuch gemacht, an ihnen eben solche Freunde zu gewinnen, wie die Römer an den Ubiern hatten. Er schenkte ihnen, wie man aus Dio Kassius sieht, nachdem er sich ihnen von Mainz aus genähert, Land am Taunus unfern des Rheins, wo sich die Mattiaker ansiedelten, aber die Chatten ließen sich doch nicht zu einer Freundschaft mit Rom herbei, sondern vereinigten sich im folgenden Jahre mit den Rheinsueven und Sigambern. Durch den frühen Tod des Drusus 9 v. Chr. haben seine Feldzüge nur den Charakter glücklicher Rekognoszierungszüge behalten. Nach dessen Tod faßten Augustus und Tiberius einen anderen Plan. Derselbe ging dahin, durch List und Gewalt die streitbarsten Feinde, die Sigambern und dazu die im alten Ubierlande sitzenden Rheinsueven unschädlich zu machen, dann römische Besatzungen zunächst nur im Sommer, baldmöglichst aber ständig in das Land zwischen Rhein und Weser zu legen und diesen Landstrich allmählich zu provinzialisieren. Im Jahr 8 v. Chr. erfolgte zunächst unter persönlichem Zusammenwirken des Augustus und Tiberius die mit List und Gewalt durchgeführte Versetzung der Hauptmasse der Sigambern an die germanische und belgische Seite des untersten Rheines nächst den Rhein-, Maas- und Scheldemündungen, wie auch geringerer Teile der Rheinsueven auf die gallische Rheinseite unterhalb der Ubier. Im übrigen wurde hernach der Plan in obiger Weise weiter ausgeführt, die römischen Besatzungen blieben seit dem Winter 4 auf 5 n. Chr. ständig im Lande und die Provinzialisierung begann. Sie würde auch, wie man aus der Schil-

derung des Dio Kassius sieht, gelungen sein, wenn nicht der Cherusker Armin das Vaterland gerettet hätte in der Varusschlacht 9 n. Chr. Nun gab Augustus den Krieg auf, den auch die eigenmächtige Wiederaufnahme desselben durch Germanikus nach seines Vaters Plane gegen den Willen des Tiberius nicht fortführen konnte. Die Römer sicherten fernerhin ihre Grenzen durch Festungen und Legionen am Rheine und an der Donau und durch den sie verbindenden, die Grenze schützenden Limes.

Der rheinländische Stamm war in diesem Kriege völlig verstört. Was ihm von Völkerschaften noch rechts des Rheins übrig war, die Tenkterer, Usipier, Marser, Amsivarier, Brukterer, Chattuarier, Tubanten, Chamaver wäre außer stande gewesen, sich der Fremdherrschaft allein zu erwehren. Auch die Bildung eines neuen politischen Stammes, der sie umfaßte, ging nicht von den genannten Völkerschaften des rheinischen Stammes aus. Es hat sich diese Bildung durch eine eigene Fügung des Schicksals gerade an diejenige Handlung geknüpft, durch welche ihre Kraft vernichtet werden wollte und vorerst auch vernichtet wurde, die Versetzung der Sigambern an die Rhein- und Scheldemündung. Von hier ging die Bildung des neuen Namens und Stammes der Franken aus. Den dorthin versetzten Sigambern war, wie Kaiser Claudius (Tac. Ann. XII. 39) anzeigt, die Führung ihres Namens verboten, daher nannte man sie wohl, wie es bei Plinius N.h. IV. 31, geschieht, mit dem landschaftlichen Namen Texuandrier, man gebrauchte für sie aber nach Plinius auch noch andere Namen, darunter zuletzt als durch Gewohnheit befestigte Benennung, wie Ammianus Marcellinus sagt, consuetudo appellavit, den Namen Salier, wahrscheinlich von einem Volksteile der Sigambern hergenommen. Bei diesen Seefranken entstand der Name und das Volk der Franken, wie im 3. Jahrhundert ein Panegyriker des Constantius Chlorus sagt, daß an dieser Seeküste die Franken ihre proprias ex origine sedes haben. Von diesem Ausgangspunkte hat sich Namen und Volk der Franken über Batavien zu den sämtlichen, noch durch den gemeinschaftlichen Sprachzweig als ihre Stammesgenossen kenntlichen Völkerschaften der Chamaver, Brukterer, Amsivarier und sonst noch übrigen Völker des alten rheinländischen Stammes ausgebreitet, zuletzt selbst die seit 84 n. Chr. auch die Cherusker in sich begreifenden, wenn schon in Sprache und in ihrer Stellung zu den Ripuariern eigenthümlich bleibenden Chatten erfaßt

(meine Urgeschichte der Franken S. 76—79). Der Name Franken war wohl dem altfränkischen Sprachzweige eigen, aus welchem der mittel- und neuniederländische hervorgegangen ist, sonst ist in keinem germanischen Sprachzweige eine entsprechende Wortbildung nachzuweisen, außer noch im altnordischen frakkar (Grimm, Gesch. d. Deutsch. S. 512). Dieses Wort stellt sich als eine Bildung dar aus einem einfachen fra, gleich dem Lateinischen pro, und läßt sich zurückführen auf den Begriff „gerade aus, voran, vorwärts“, wie der Begriff „gerade heraus“ auch in der allitterierenden Wortverbindung frank und frei liegt. Die Bedeutung von frakkar ist promtus (vergl. Laistner, Germanische Völkernamen Würtemb. Vierteljahrshefte 1892 S. 142). Die Salier haben nachher auch immer den Entwicklungsgang der fränkischen Geschichte hauptsächlich bestimmt, sie sind schließlich im Scheldegebiet aus dem Gau Tessandrien in den Gau von Tournai (Toringia, meine Urgesch. d. Franken S. 142, 143) vorgerückt und dann in das mittlere Gallien vorgedrungen, wo Chlodwig ein Reich gründete, das nach und nach alle Völker Deutschlands in sich aufnahm.

Die Rheinsueven traten noch etwas vor den Franken in ihre Neubildung ein. Die Wegführung der Sigambern von der Ruhr und dem Rheine und eines Teiles der Rheinsueven aus dem alten Ubierlande hatte hier eine Lücke gerissen, in welche die während der Römerkriege am Rheine unterhalb der Sigambern gesessenen Tenkterer nun rheinaufwärts rückten. Dies rheinländische Volk saß zur Zeit des Claudius Civilis gegenüber von Köln, zur Zeit des Ptolemäus in der Gegend des späteren Avalgaus, des südlichsten Teiles von Ripuarien (m. Urgesch. d. Franken 114). Südlich stießen an sie die Ingrionen im nachmaligen Ingirisgau, später Engersgau, von den Ingrionen nordöstlich lagen des Ptolemäus rheinsuevische Langobarden. Diese beiden letztgenannten Völkerschaften und alles, was noch weiter südlich an Lahn und Untermain, im Rheingau und in der Wetterau saß, wo auch Stälin, Würtembergische Gesch. S. 116, den Ursprung der Alemannen und S. 124 alten alemannischen Boden zwischen Main und Lahn erkannte, waren Teile der rheinischen Sueven und erscheinen unter einem Gemeinnamen zuerst am Untermain unter Kaiser Caracalla, als Alemannen. Diesen Namen hat, wie Agathias mitteilt, ein um die Mitte des dritten Jahrhunderts lebender Römer, der des Germanischen kundig war, erklärt durch „vereinigte allerlei Männer“, welche Erklärung auch genügen kann. Wie der

Name zuerst am Untermain auftritt, so ist auch hier zwischen Untermain und Lahn sein Entstehen zu suchen. Noch in späteren Alemannenkriegen hatten die Römer am Maine mit Alemannen zu kämpfen. Der Name breitete sich über den ganzen, bei suevischer Grundbevölkerung doch von Römern besetzten und von römischer Kultur durchtränkten rechtsrheinischen Teil der römischen Provinz Obergermanien aus, die Herrschaft in diesem Landesteile gewannen die Alemannen aber erst völlig, als die ebenfalls suevischen Hermundurer von Osten her in die Provinz eindrangen, die römische Herrschaft hier gänzlich brachen, was kurz vor der Regierung des Kaisers Tacitus geschah (Historia Augusta in Tacito), worauf ich unten bei den Hermundurern zurückkomme. Letztere vereinigten sich vollständig mit den Alemannen, die nun in großer Macht gegen die Römer auftreten. In späterer Zeit vereinigte sich mit ihnen auch ein Teil der früheren semnonischen Sueven in Rätien, deren Namen in späteren Jahrhunderten des Mittelalters den alemannischen fast verdrängt hat. Nordalemannien hat Chlodwig 496 zu Frankenland gemacht (meine Geschichte Frankens Bd. I. S. 8. 9. Bd. II. S. 209), aber die Nordalemannen behielten ihre oberdeutsche Sprache, den oberfränkischen Dialekt des heutigen Hochdeutschen, bei.

III. In die Zeit der Römerkriege fiel auch eine Veränderung zweier alten suevischen Völker, der Markomannen und Hermundurer, welche sie zunächst zu Donausueven machte. Beide Völker wurden durch die Römerkriege aus ihren weit auseinander gelegenen bisherigen Wohnsitzen aufgeschreckt. Die Markomannen haben wir unter den Völkern gefunden, die in der Schlacht zwischen Cäsar und Ariovist mitgekämpft haben. Sie werden daher nicht aus weiter Ferne ihre Streiter zur Schlacht entsendet haben und auch nach der Schlacht nicht in fernes Land zurückgegangen sein. Es wird uns auch berichtet, daß Drusus sie angegriffen und aus der Beute, die er ihnen abnahm, ein Siegeszeichen errichtet habe. Drusus unternahm nur 12—9 v. Chr. Feldzüge in Deutschland und es ist am ehesten das Jahr 10 für seinen Zusammenstoß mit den Markomannen anzunehmen, zu welchem Jahre Dio Kassius und das Summarium des uns verlorenen Buches 139 des Livius bemerken, daß er in diesem Jahre außer den Chatten auch noch andere germanische Völker bekämpfte. Schon hierdurch sind wir auf der Markomannen Wohnsitze im Süden oder Südosten der Chatten hingewiesen, was auch weitere Umstände bestätigen. Durch des Drusus

Angriffe fühlten sich die Markomannen in ihren Wohnsitzen um so weniger sicher, als die Römer 15 v. Chr. Rätien erobert und die Grenze ihres Reiches nordwärts bis an die Oberdonau vorgeschoben hätten, die Markomannen also auch von dieser Seite bedrohten. Ein vornehmer Markomanne Marbod, der zu Rom des Augustus Gunst und römische Bildung genossen, vermochte sie und andere benachbarte suevische Völker, ihm in das durch Gebirge geschütztere Böhmen zu folgen. Außer Strabo sagt dies auch Vellejus Paterculus mit dem Beifügen, daß sie, in ihrem bisherigen Wohnsitze aufgeschreckt, weiter ins Innere sich geflüchtet und im herkynischen Walde, wozu auch Strabo Böhmen rechnet, sich niedergelassen hätten, Tacitus sagt, sie hätten die Bojer daraus vertrieben. Es war dies wohl nicht das Werk eines Jahres, ihr Aufbruch aus ihren bisherigen Wohnsitzen fiel aber kurz nach dem Angriff des Drusus und spätestens 6 v. Chr. Der damals an der Donau als oberster römischer Befehlshaber befindliche, kurz nach 6 v. Chr. von da an den Rhein abberufene Domitius Ahenobarbus unternahm von der Donau her einen Zug an die Elbe, auf welchem er Hermundurer, die, von der Elbe herkommend, neue Wohnsitze suchten, darauf hinwies, daß die Markomannen ihr Land verließen, so daß also damals der Aufbruch schon begonnen hatte. Marbod gründete sein Reich über die Markomannen und andre suevische Völker, darunter die Kolduer, bei denen seine Königsburg stand. Der Name Böhmen blieb, dessen Namen Bojohemum oder Bojohämum sowohl Vellejus Paterculus, als auch Tacitus gebrauchen, auch Strabo nennt Marbods Hauptsitz Buiämum. Ferner kommen bei Ptolemäus die Volksnamen Baiohaimer in Böhmen und Baimen in Mähren vor. Darauf wird auch die Landschaft Baias, die bei dem Ravennatischen Geographen erscheint, bezogen und schließlich der Volksname Baiuwarier, aus welchem Baiern entstand (Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 366 u. 367), indem das Volk sich aus dem böhmischen Gebirgskessel nach Süden und Südwesten verbreitete.

Die Geschichte der Hermundurer ist leicht zu verfolgen von Strabo bis zu ihrem Ausgange, wenn man nur nicht durch eine Namenserklärung sich irren läßt, welche in dem Namen Hermundūri (bei Strabo Ἑρμόνδοροι) Hermun durch Irmin und das dann noch übrige duri durch Thüringer erklärt, wogegen ich bei den Thüringern mich weiter auszusprechen habe. Die Hermundurer wohnten zuerst an der Elbe als das südlichste Volk

der Elbsueven, zu denen nördlich von ihnen die Sueven-Semnonen und noch weiter nördlich die Sueven-Anglier gehörten. Daß die Hermundurer Sueven waren, wie auch die westlich von den Angliern wohnenden Langobarden, sagt Strabo ausdrücklich. Als Drusus 9 v. Chr. von der Weser her bis an die Elbe vordrang, entwichen die Hermundurer ganz oder teilweise auf das rechte Elbufer. Nachdem aber Drusus umkehrte, bald darauf verunglückte und starb, die Gefahr also vorüber schien, kehrten sie wieder auf das linke Ufer zurück. Doch immer noch beunruhigt, suchte mindestens ein Teil neue Wohnsitze zu der Zeit, da Domitius Ahenobarbus von der Donau zur Elbe kam. Sie begegneten demselben, Domitius wies sie, wie in dem Auszuge des Dio Kassius erzählt wird, darauf hin, daß die Markomannen eben ihr Land verließen und sie wandten sich dahin. Wenn auch nicht das ganze Volk sofort dahin zog, sondern Vellejus Paterculus noch 5 n. Chr. sagt, die Elbe fließe bei ihnen vorüber, so geschah es doch, besonders bei der durch des Tiberius Zug an die Elbe erneuten Beunruhigung der Elbvölker nach und nach. Zu des Tacitus Zeit wohnten die Hermundurer an der vindelicischen Donau längs der Ostseite des transrhenanischen Limes hinauf bis zur Grenze der Chatten, welche Grenze im Buchonischen Walde, der jetzigen Rhön, nächst den Quellen der Fulda nach chattischer Seite hin und nächst der salzhaltigen fränkischen Saale nach der hermundurischen Seite hin lag. Wenn Tacitus Germ. c. 41 sagt, in ihrem Lande entspringe auch die Elbe, so ist dies ein Irrtum, welchen man dahin hat korrigieren wollen, daß man gesagt hat, Tacitus habe sich die Quelle anderswo gedacht, als wo sie wirklich liegt, etwa die Quelle der Eger damit verwechselt. Übrigens läßt Tacitus sofort selbst durchblicken, daß man diese Angabe nicht als etwas in der Gegenwart dort Erkundetes ansehen könne, da man das, was man jetzt von der Elbe wisse, nur von Hörensagen habe (tantum auditur). In den von Tacitus angegebenen Sitzen wohnten sie an der fränkischen Saale schon 51 n. Chr., wo sie nach des Tacitus Annalen XIII. 57 in einem Streite über den in seinem Bette Salzquellen enthaltenden Grenzfluß die Chatten schlugen, und es hatten an der vindelicischen Donau die Römer ihnen zu des Tacitus Zeit den Besuch der angesehensten römischen Kolonie in Vindelicien, Augusta Vindelicorum, jetzt Augsburg, zum freien Verkehr gestattet. Im Markomannenkriege, der in Norikum einen Hauptschauplatz der Kriegführung hatte, nahmen nach der Historia

Augusta in M. Antonin. Philos. c. 22 auch die Donausueven Marcomanni, Hermunduri, Quadi Anteil, blieben aber alle in ihren Sitzen. Jenseits des an der Westseite der Hermundurer hinziehenden transrhenanischen Limes lag die durch ihn geschützte römische Proinz Obergermanien mit ihrem rechtsrheinischen Teile, in welchem noch unter Kaiser Gallienus († 268) ein römischer dux limitis transrhenani Postumus vorkommt. Nach dem Tode des Kaisers Aurelian († 275) kam aber noch vor der Wahl des Kaisers Tacitus nach der Historia Augusta in Tacito c. 3 die Nachricht nach Rom, daß die Germanen den transrhenanischen Limes durchbrochen hätten, in die Provinz eingebrochen seien, die festen Orte und blühendsten Städte eingenommen und zerstört hätten. Die römischen Denkmäler, welche man mit Zeitbestimmungen im rechtsrheinischen Teile der Provinz Obergermanien aufgefunden hat, erstrecken sich auch nur auf die Zeit zwischen den Jahren 98—268 (Stälin, Würtemb. Gesch. I. 31) und es ist daraus zu schließen, daß die Römerherrschaft hier um das letztere Jahr ihr Ende fand. Die Germanen, welche in diese Provinz einbrachen, können doch nur von Osten her, nicht von der Provinzseite aus den transrhenanischen Limes durchbrochen haben, an der ganzen Ostseite dieses Limes saß aber von der Donau bis zum Maine kein anderes Volk, als die Hermundurer. Diese ergossen sich in die Provinz, wo die Alemannen von der Untermain- und Lahngegend her innerhalb der Provinz vordrangen; mit ihnen haben die im Lande bleibenden Hermundurer sich vereinigt und wurden ein Hauptbestandteil der Alemannen. In einem Teile ihrer bisherigen Wohnsitze von der rätischen Donau bis zum Kocher, schwerlich noch weiter nordwärts, ließen sich die Burgunder nieder, die schon unter Kaiser Probus (seit 276) von den Goten bedrängt nach Rätien gekommen und von den Alemannen freundlich aufgenommen waren, mit denen gemeinsam sie in Gallien einbrachen. Als sie aber von Kaiser Maximian (seit 284) zurückgedrängt wurden, nahmen sie nach Maximians Lobredner Mamertin wider Willen der Alemannen das verlassene Land der hermundurischen Alemannen in seinem südlichen Teile von Rätien aus ein, das ihnen jene wieder zu entreißen suchten, doch setzten sich die Burgunder fest, es blieb aber fortan ein feindliches Verhältnis zwischen Alemannen und Burgundern. Von einem Kriege zwischen Alemannen und Burgundern über Salzquellen, vermutlich bei Hall am Kocher, erzählt noch Ammia-

nus Marcellinus (28, 5). Die Geschichte der Hermundurer ging nun in jener der Alemannen auf.

IV. Als Elbsueven sind vorhin außer den Hermundurern die semnonischen Sueven, die Langobarden und die anglischen Sueven genannt worden. Die semnonischen Sueven und die Langobarden sind im markomannischen Kriege außerhalb Deutschlands gekommen und wir wollen dieselben später im Zusammenhange mit der in jenem Kriege hervortretenden Völkerbewegung betrachten. Die nördlichsten Elbsueven waren die Anglier, die mit den Römern in keine Berührung kamen, ebensowenig als die zuerst von Ptolemäus genannten Sachsen, soweit es nicht zur See geschah. Dieser beiden Völker Geschichte ist eng verbunden, sowohl zur See als zu Lande und sie soll uns zunächst beschäftigen. Die frühesten Angaben über die Wohnsitze beider Völker finden wir in der Völkertafel Großgermaniens bei Ptolemäus. Über die Sitze der Anglier und ihrer suevischen Nachbarn, der Langobarden und Semnonen, wird dort gesagt: „Von den Völkern im Innern und mitten im Lande sind die größten die Sueven-Anglier, östlicher als die Langobarden, nach Norden sich hinauf erstreckend, (gegen die Semnonen) bis zur Mitte des Elbflusses reichend, und die Sueven-Semnonen von der obenbezeichneten Strecke des Elbflusses gegen Osten bis zum Flusse Suevus". Die ersten Worte dieses Satzes bilden die Übergangsworte von der vorhergehenden Küstenzone, welche *παρωκεανῖτις* von Ptolemäus benannt ist, zum Binnenlande, das in drei der Küstenzone parallele Zonen geteilt ist, deren erste mit den Worten *τῶν ἐντὸς καὶ μεσογείων ἐθνῶν* beginnt, während der Anfang jeder der beiden folgenden Zonen mit dem Worte *πάλιν* bezeichnet ist. Die Anfangsworte unseres Satzes bezeichnen also die Völker des Binnenlandes überhaupt, von denen die Anglier das nächste an der *παρωκεανῖτις* sind. Sie erstrecken sich nach Norden gegen die *παρωκεανῖτις*, in der Richtung gegen ihre südlichen Nachbarn, die Semnonen, aber bis zum Mittellauf der Elbe. Sie kommen vorher schon bei Tac. Germ. c. 40 vor, aber nur als eines der sieben Völker, welche als Teilnehmer an einem besonderen ritus, an einem Kultus der Nerthus auf einer Insel aufgezählt werden als Reudigner, Avionen, Eudosier, Angler, Variner, Suardonen, Nuithonen. Tacitus kommt auf dieselben von den Langobarden aus. Da der Kultus der Nerthus auf einer Insel geübt wird, so sind diese sieben Völker auch nicht weit von der Küste zu suchen

und zwar nordöstlich von den Langobarden, denn die darunter genannten Anglier wohnen östlicher, als die Langobarden und erstrecken sich nach der nördlich von ihnen gelegenen Küste hin. Es wohnen die sieben Völker am wahrscheinlichsten an demjenigen Winkel der Ostsee, in welchem dieses Meer im Süden das heutige Mecklenburg, im Osten Holstein berührt. Dazu stimmen auch die darunter befindlichen, an die Flüsse Warne oder Warnow in Mecklenburg und Schwarte oder Schwartau in Holstein erinnernden Variner und Suardonen, während die Nuithonen mit vorgesetztem Nasallaute die Eothene der Angelsachsen, die späteren Jüten, zu sein scheinen, welche neben den Angeln und Sachsen auch nach Britannien kamen. Die drei anderen Namen sind unbestimmbar. Müllenhoff verlegt in den nordalbingischen Studien und in seiner Abhandlung über Tuisko und dessen Nachkommen dies alles nach der Nordsee, allein dabei üben Einfluß mythologische Rücksichten, da von ihm eine allgemeine Kultstätte der Ingävonen, die nur an der Nordsee wohnen, gesucht wird und schon Grimm den Inguio als Stammvater der Ingävonen mit Njördr in Zusammenhang gebracht hat, der hinwiederum mit der von jenen sieben Völkern verehrten Nerthus zusammenhängt. Die Stelle bei Tacitus weist in Verbindung mit dem, was Ptolemäus über die Sitze der Angeln sagt, nur auf die Ostsee. Am weitesten nordwärts sind die peninsularen Anglier gekommen, deren Namen in der heutigen Landschaft Angeln an der Ostsee zwischen der Flensburger Bucht und der Schley bewahrt ist, von welchen peninsularen Angliern auch die Besetzung von Ost- und Nordangeln in Britannien ausgegangen ist. Der Name lautet Anglier, Angler oder Angeln, je nachdem der zwischen g und l befindliche, bei Ptolemäus *ει* geschriebene Laut als e beibehalten oder als i hinter das l versetzt oder ganz ausgestoßen und der Plural stark oder schwach gebildet wird. Wir beschäftigen uns aber nachher vorzugsweise mit den binnenländischen Angliern, welche eines der größten suevischen Völker waren.

Die Sachsen werden zuerst von Ptolemäus genannt und zwar in der *παρωκεανῖτις*. Hier hat er vor ihnen die Chauken angeführt, welche die Küste von der Emsmündung bis zur Elbmündung innehaben (*κατέχουσι*), und fährt dann fort: „unmittelbar daran (haben inne) den Hals (d. i. den Eingang) des kimbrischen Chersones Sachsen *(Σάξονες)*“ und nach der Einschaltung der Bevölkerung des kimbrischen

Chersones fährt er weiter in der Aufzälung der Küstenvölker fort mit den Worten: „nach den Sachsen vom Flusse Chalusus an die Pharadeiner“; der Fluß Chalusus ist nach der von Ptolemäus vorher für dessen Mündung angegebenen Gradbestimmung am ehesten die Trave, der Sitz der Sachsen befand sich danach auf der Linie von der Elbmündung zur Trave. Über ihre Abstammung sagt der Ravennatische Geograph: „Der Sachsen Vaterland soll vor alters selbst nur ein Teil des Vaterlandes der Dänen gewesen sein“ und Widukind von Corvei sagt, es werde behauptet, „daß die Sachsen ihren Ursprung von den Nordmannen und Dänen her haben“. Auch war ihre Verbindung mit den Nordmannen noch zu Karls des Großen Zeiten so sichtbar und eine so wirksame Stütze für sie, daß Karl, um dies aufzuheben, die wendischen Obotriten zwischen sie und die Normannen einschob. Das Vordringen der Sachsen von Holstein aus ins Innere Deutschlands sowohl gegen die Nordseegermanen, als auch gegen das suevische Binnenland wurde wesentlich unterstützt durch die nachschiebenden Normannen, von denen zuletzt die Dänen selbst Besitz vom ehemaligen kimbrischen Chersones ergriffen und das Land der peninsularen Angeln, wie Alfred der Große sagt, ganz einnahmen. Das Vordringen der Sachsen auf dem deutschen Festlande war übrigens 400 Jahre lang von des Ptolemäus Zeit an gerechnet sehr langsam und es überrascht uns nur, wenn wir, ohne diese lange Zeit und die weiter bis auf Karl des Großen Sachsenkriege verlaufenen 250 Jahre, im Ganzen also 650 Jahre, in Anschlag zu bringen, ihr Gebiet zu Karls des Großen Zeiten übersehen. Aber, wenn wir die einzelnen Etappen verfolgen, in welchen es anwuchs, so finden wir es nicht auffallend rasch angewachsen. Freilich römische Quellen haben wir dafür nicht, sondern diese haben wir allein für die Seezüge der Sachsen nach den römischen Küsten von Gallien und Britannien, in welch' letzterem Lande sie erst, nachdem Aetius Britannien aufgab, dauernde Reiche in Südengland gründeten, während gleichzeitig, wenn nicht schon vorher, die Anglier in Ostangeln und Nordangeln gelandet waren und dort Reiche gründeten. Die verschiedenen Reiche bekämpften sich, bis ihre Vereinigung in einem einzigen Reiche erfolgte, das nach den Angeln benannt wird, wiewohl es vom sächsischen Wessex ausging. Dies geschah aber erst zu einer Zeit, da auf dem deutschen Festlande die Sachsen schon mit dem Frankenreiche vereinigt waren. Es sind nur geographische

Anzeigungen, fränkische Nachrichten und sächsische Sagen in später Aufzeichnung, welche uns zu Gebote stehen für das Vorschreiten der Sachsen auf dem deutschen Festlande, dessen Verlauf die lange herrschende Vorstellung widerlegt, als ob die neuen Stämme, die neuen politischen Gestaltungen in Deutschland, durch Völkerverbände hervorgerufen und auch die Sachsen ein solcher seien. Man kann von keinem Sachsenbunde sprechen, die Sachsen haben sich weder mit Nordseegermanen, noch mit Sueven verbündet, oder sind gar mit ihnen verschmolzen, sondern sie haben sie nur bekriegt, was wir im Einzelnen verfolgen wollen.

Ihre nächsten Nachbarn an der Elbmündung waren die Chauken und gegen sie ging auch die erste Erweiterung der von Ptolemäus gezeichneten Sachsensitze. „Wir wissen für gewiß," sagt Widukind von Korvei, „daß die Sachsen in diese Gegenden zu Schiffe gekommen sind und der erste Ort, an dem sie landeten, Hadeln war, der noch heute so heißt. Die Einwohner griffen gegen sie zu den Waffen". Dann folgt ein Märchen, in welchem Gold, List und ein großes Messer der Sachsen die Hauptrolle spielen. Mit dem Messer machten sie alle Feinde nieder und behaupteten das Land. „Und sie wurden," sagt Widukind, „deshalb Sachsen genannt nach dem Messer (dessen Name Sahs hier nicht erwähnt ist), mit dem sie solche That verübt." Das Land Hadeln ist am Meere zwischen Elbe und Weser gelegen, also geschichtlich gewiß alter chaukischer Boden, der Einwohner Namen Chauken war zu des Widukind Zeit längst verschwunden, in der Volksvorstellung waren die Thüringer durch ihren Jahrhunderte hindurch fortgesetzten, nur mit Hilfe der Franken endlich gebrochenen Widerstand der Urfeind der Sachsen und deshalb sagt Widukind auch von ihren ersten Feinden im Lande Hadeln, es sollten Thüringer gewesen sein. Die Schiffe waren wohl aus nordischem Lande, aber schon Widukind hat als Jüngling erzählen hören, sie seien vom Heere Alexanders des Großen gekommen, welche Fabel später weiter ausgebildet wurde. Als geschichtlich ist an Widukinds Bericht wohl anzusehen, daß die Sachsen von der Elbmündung her zuerst die Bewohner des Landes Hadeln feindlich heimsuchten und sie vertrieben. Es waren dies die Chauken, gegen die sich dann weitere Angriffe der Sachsen richteten. Die Chauken behaupteten sich jedoch an der Küste im heutigen Oldenburg nördlich der Huntemündung und in Ostfriesland mit einem Rückhalt an

den Friesen, auch auf Inseln. Von einem Bündnisse der Sachsen mit den Chauken ist keine Spur zu finden. Was den Chauken die Sachsen wegnahmen, wurde mit dem sächsich gewordenen Lande der alten, auch zu den Nordseegermanen gehörigen Angrivarier unter dem Namen Engern begriffen. Das gesamte Vorgehen der Sachsen wider die Nordseegermanen bewegte sich in einer von den Sitzen der Anglier abgekehrten Richtung, noch mehr war dies der Fall bei den jüngeren Erweiterungen in Westfalen, welche die Sachsen in Konflikte mit den Frankenkönigen brachten. Zusammenstöße zwischen den Sachsen und suevischen Völkern waren dagegen nur möglich in dem Landstriche zwischen den Chauken und der Elbe in deren von der Mündung so weit entfernten Laufe, daß die Chauken sie nicht mehr erreichten.

Diejenigen Chauken, welche östlich von der Weser wohnen, nennt Ptolemäus die größeren Chauken und setzt in seiner ersten Binnenlandszone als ihre südlichen Nachbarn zuerst die Angrivarier, soweit sie rechts der Weser wohnen, dann weiter ostwärts neben den Angrivariern die Langobarden. Die Langobarden reichten aber noch weiter gegen Osten, als die Chauken, und zwar bis zu den Angliern, einem weit größeren Volke, als die Langobarden, von deren paucitas Tacitus spricht, wie sie auch Ptolemäus unter die ἐλάσσονα ἔθνη stellte. Bei einem Vorgehen der Sachsen gegen Süden oder Südosten lagen ihnen die von den Chauken bis zu den Angliern reichenden Langobarden immer im Wege, nicht so die Anglier. Die Wohnsitze der Sachsen und der Anglier näherten sich nach Ptolemäus im Zusammenhalte mit Tacitus, wie oben gezeigt, einander am meisten in der Gegend der Travemündung und es wird dadurch erklärlich, wie sich die Sachsen zwischen die peninsularen und die binnenländischen Anglier legen konnten. Südlicher lag kein so naher Berührungspunkt zwischen Angliern und Sachsen, ehe die Langobarden, wie auch die Semnonen, zugleich mit ostelbischen Germanenvölkern in den Zug nach den römischen Provinzen Norikum, Pannonien und Dacien gerieten, der im markomannischen Kriege seit 164 n. Chr. an den Tag tritt und die Langobarden aus ihren bisherigen Wohnsitzen und aus Deutschland entführte. Dann trat aber an die Anglier die Frage heran, ob sie mit verschränkten Armen zusehen wollten, wie die Sachsen sich des verlassenen Langobardenlandes bemächtigen würden, denen die selbst mit Not der Sachsen sich erwehrenden Chauken sicher nicht in den sich danach ausstreckenden

Arm fielen, oder ob sie selbst zugreifen und die Sachsen abhalten, ihnen entgegentreten wollten. Es ist gegen alle Chronologie, die Hermundurer dazu nun hierher citieren zu wollen, welche an der Elbe zum letztenmale Vellejus Paterculus im Jahre 5 n. Chr. gesehen und erwähnt hat, welche uns um 100 n. Chr. Tacitus an der römischen Donau zeigte nnd welche zu der Zeit, da die Langobarden aus ihren alten Sitzen abzogen, im markomannischen Kriege in Gemeinschaft mit den anderen Donausueven kämpften und ebenso, wie die übrigen Donausueven in ihren Sitzen an der Donau blieben. Es wäre ein solcher Fehlgriff nicht zu entschuldigen, wenn auch kein großes Volk in der Nachbarschaft der Sachsen vorhanden gewesen wäre, das ihnen hätte kräftig entgegentreten können, allein die geographische Lage und der Drang der Verhältnisse beriefen hierzu das benachbarte Volk der Anglier. Dazu kam, daß die Entleerung der Gegenden links der Elbe, welche der Abzug der Langobarden und Semnonen mit sich brachte, ohnehin zu einer Bewegung der Anglier nach Südwesten einlud. Diese trat auch ein; denn nur in deren Folge konnten die schon von Tacitus neben den Angli genannten Varini, deren Name später, je nachdem das auf a nachfolgende i ausgeworfen wird oder den Umlaut von a in e bewirkt, Warner oder Weriner lautet, in eine den Angliern nachrückende Bewegung geraten, wie es geschehen ist, ohne daß sie übrigens mit den Angliern oder mit den Thüringern vor dem J. 595 verbunden waren. Den Namen Thüringer, welcher im fünften Jahrhundert zuerst bei Sidonius Apollinaris erscheint, halte ich für eine Wortbildung in einem patronymischen Sinne (Grimm, deutsche Grammatik, zweiter Teil Ausg. 1878 S. 332 u. 346) oder doch im Sinne der Abzweigung von einem Volksganzen. Wie es der Fall ist bei den Vandalen in den Volkszweigen der Asdinger und Silinger, bei den Goten in dem Volkszweige der Theruinger, so halte ich auch die Thüringer für einen Volkszweig der Anglier, der hier besonders hervortrat. Und ebenso, wie die Asdinger und Silinger und die Theruinger meistens unter diesen Namen erschienen, aber doch immer noch auch als Vandalen und Goten bezeichnet werden, so geschieht es selbst noch im fränkischen Thüringen mit dem Namen Anglier. Es wird der Gau, in welchem das Königshaus der Thüringer seinen Sitz hatte, Engilin genannt, wo das nachfolgende i den Umlaut von a in e bewirkt hat, ganz so wie der Anglier Land in Britannien den Umlaut

in England erfuhr. Es erhielt aber auch das Rechtsbuch der Thüringer den offiziellen Titel lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum. Dieser Beisatz ist nicht von Gelehrten gemacht, er ist offiziell und findet sich mit einer einzigen Ausnahme in allen Handschriften des Rechtsbuches. Die hier genannten Weriner saßen damals zwischen der thüringischen Saale und der Elster, wo Richthofen (lex. Sax. 411) ihren Sitz im Werinofeld nachgewiesen hat. Sie waren erst nach 595, wo die Franken ihren König besiegten, mit dem schon vorher 530 fränkisch gewordenen Teile Thüringens verbunden worden. Nur für diese beiden Völker, Anglier und Weriner, die in Thüringen allein ihr Heimatland sahen, galt das Rechtsbuch, nicht auch für die Bruchteile anderer Völker, welche die fränkischen Könige in Thüringen angesiedelt hatten, der Schwaben (Suavee im Sachsenspiegel, wahrscheinlich zurückgebliebene Reste der semnonischen Suevi), der Hessen, der Friesen, die nach ihren besonderen Rechten lebten. Die Katastrophe von 530, die erst den Widerstand der Thüringer gegen die Sachsen brach, war über die Thüringer und ihr Königshaus hereingebrochen durch die Verbindung der Franken mit den Sachsen, welche der Franke Gregor von Tours und der Sachse Widukind, jeder in seiner Art, erzählen. Nordthüringen, das unter diesem Namen noch lange erscheint, erhielten die Sachsen und es wurde von ihnen zu Ostfalen gerechnet, dessen größten Teil es bildete. Die Sachsen, sagt der Sachsenspiegel III. 44 erschlugen und vertrieben die Herren und ließen die Bauern sitzen im Stande der Laten oder Hörigen. Im fränkischen Teile Thüringens, welches auch Südthüringen urkundlich heißt, blieben die Thüringer bei ihrem Rechte und erhielten nur fränkische Grafen. In den Jahren 632—717 war hier auch ein fränkisches Grenzherzogtum gegen die Sorben und zugleich für Ostfranken gegen die Böhmen eingerichtet, das später in Thüringen in eine besondere Markgrafschaft gegen dir Sorben umgewandelt worden ist, während die Mark gegen Böhmen mit Bayern verbunden wurde. Über den Thüringerwald südwärts reichte Thüringen nie (meine Gesch. Frankens Bd. II. S. 212—214). Die Zusammengehörigkeit der Thüringer und der Nordangeln in Britannien zeigt sich auch im Typus der Sprache, der, wie jener aller suevischen Völker, der ober- oder hochdeutsche ist. Die Belege hiefür hat Schmid in der Zeitschrift Hermes Bd. 28. S. 338 ff. zusammengestellt.

Ich komme nun noch auf jene Erklärung des Wortes Hermun-

duri, welche Hermun für Irmiu und das restige duri für Thüringer nimmt. Jede Erklärung eines Wortes, welche dazu nötigt, an dem Worte eine Änderung vorzunehmen, die außerdem nicht nötig wäre, sondern einzig deswegen geschehen muß, um das Wort der Erklärung anzupassen, ist mir von vornherein bedenklich. In Wirklichkeit wird ja dann nicht das gegebene Wort erklärt, sondern ein umgeformtes. So ist mir schon die Änderung des Wortes Hermiones in Herminones zur Erklärung durch Irmin gar nicht unbedenklich. Hermiones schreiben alle Handschriften des Mela, des Plinius und des Tacitus, nur in einer nicht guten Handschrift des Tacitus ist n darüber geschrieben. Doch steht bei Hermio wenigstens nach m noch i. Bei Hermunduri aber folgt nach m ein von i weitabstehender Vokal u oder o und es kann das Wort als Kompositum mit einem in Eigennamen ganz gewöhnlichen mund d. i. tutor, Schützer, wie in Egilmund, Sigismund, Kunimund gebildet sein, das nachfolgende ur ist dann die einfach konsonantische Ableitung ur, welche auch sonst vorkommt, wenn auch nicht so häufig, als ar. Schwierigkeit macht nur der erste Teil des Kompositums, wenn Her aus hari errlärt werden muß, weil dann die Ausstoßung des i angenommen werden müßte. Die Sprache zeigt indessen die Neigung, das i des heri in Kompositis auszustoßen, was die schon in frühen Urkunden der Lorscher und Fulder Urkundensammlungen vorkommenden Formen mit ausgelassenem i verraten, wie Herald, Herard, Herbald, Herbo, Herdo, Hergis, Herhart, Herold, Herrad, Herrich, Hersuind, Herwin. Auch fällt mir ein Ausruf Grimms (Gesch. der deutschen Sprache I. 436) bei: Wie unregelmäßig sind nicht Eigennamen! Und während die Herleitung von Her und mund nur die Ausstoßung des i fordert, das u in ur ein kurzer und unbetonter Vokal bleibt, sind bei einer Herleitung von Irmin gehäufte Änderungen nötig, indem der niemals fehlende Anlaut H für unwurzelhaft erklärt und i nicht nur für e, sondern auch für das einem solchen Wechsel weniger zugängliche erste u gesetzt werden muß. Dann aber kommt man mit der Erklärung des übrig gebliebenen dur in neue Schwierigkeiten. Da muß man zum altnordischen thora flüchten (Zeuß, die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 103 Note) und ein langes u in betonter Silbe, um zu den Thüringern zu kommen, annehmen, obgleich das letzte u in Hermunduri ein kurzer Vokal und darum von Strabo auch als o *(Ἑρμόνδοροι)* geschrieben und unbetont ist. Die Verbindung des thüringischen

Iring mit dem Halbgott Irmin (Grimm, Myth. S. 333) führt uns vollends in die Mythologie. Übrigens ist es mir sonst gleich, welche Etymologie die Linguisten für Hermunduri wählen, nur das bekämpfe ich, daß man u in ur lang und betont lese, um Thüringer zu machen. Ich will mich in der Geschichtschreibung weder von der Mythologie, noch von linguistischen Konstruktionen leiten lassen, sondern einzig und allein von geschichtlichen Thatsachen.

V. Es übrigt uns nun noch die Geschichte des vandalischen Stammes, der ostelbischen Germanenvölker. In der Geschichte konnte dieser Stamm früher nicht hervortreten, da die bekannte Geschichte sich in anderen Gegenden abwickelte. Strabo, mit dem unsere nähere Kunde von Germanien anhebt, kannte von den Völkern dieses Stammes nur die südlichen und stellte das größte derselben, die Lygier, in Gegensatz zu den Sueven. Was jenseits der Elbe an der Küste hin liegt, sagt er, wissen wir nicht. Zu des Plinius Zeit war der Vandalenstamm bekannt, er erscheint bei ihm mit den Völkerschaften der Burgunder, Varinnen (Chariner) und Goten. Zu des Tacitus Zeit haben die Gegner der mythischen Dreiteilung ebenfalls die Vandalen als Stammesnamen gekannt und behauptet. Bei Tacitus sind die Völkerschaften dieses Stammes in Germ. c. 43 zusammengedrängt und in Folge der schon oben bei den Chatten besprochenen Singularität des Tacitus, wodurch der ganze zweite Teil der Germania eine sich um die Völkerschaften Chatten und Sueven als ihre Angelpunkte drehende Gestalt erhielt, sind sie nicht von den Sueven ausgeschieden, obwohl es kaum einen Punkt giebt, in welchem Sueven und Vandalen nicht grundverschieden wären. Ptolemäus nennt bei Aufzählung der größten Völker seiner ersten Binnenlandszone die Sueven-Anglier, Sueven-Semnonen und Burgunder, läßt aber nicht nur den Beisatz Sueven bei den Burgundern hinweg, sondern läßt auch die von Westen her längs der Südgrenze seiner ersten Binnenlandszone befindliche Reihe suevischer Völkerschaften im Süden der Pharadeiner unmittelbar vor den Burgundern und Helvekonen enden. Was die Sprachgemeinschaft der vandalisch-gotischen Völker betrifft, so ist sie durch das Zeugnis des Prokopius (bell. Vandal. I. 2) für die Vandalen, Ost- und Westgoten und Gepiden festgestellt, der geradezu sagt, sie sprechen alle ein und dieselbe Sprache, die man die gotische nennt. Die gotische Sprache ist ausgestorben, ohne eine Tochtersprache zu hinterlassen. Wenn aber die Ansätze zu

der für suevische Völker typischen (s. oben S. 39. 45) Ausbildung des Konsonantismus im Hochdeutschen schon in die Zeit des Bestehens der gotischen Sprache hinaufreichen, so bestand bereits damals ein Unterschied der beiderseitigen Sprachtypen, wie er sich uns jetzt bei Vergleichung des Althochdeutschen und Gotischen darstellt als hierin am weitesten unter allen deutschen Zweigen von einander abweichend.

Auch in ihrem geschichtlichen Leben gehen der suevische und vandalische Stamm verschiedene Wege. Das politische Leben der Völker im Westen der Elbe hatte seine Richtung und seine Berührungen nach den westeuropäischen Völkern, den Galliern und Römern hin, die vandalisch-gotischen Völker stehen westeuropäischen Beziehungen fern, kehren ihr Gesicht nicht der Welt an Alpen und Rhein zu, sondern Völkern des Ostens und selbst noch mit ihrem Eintritte in die Geschichte geschieht es ihrer Lage nach zunächst nur in die östlichen Donauländer. Es war der markomannische Krieg, mit dem fast der ganze Vandalenstamm erst in die Geschichte eingetreten ist. Dieser an der norischen, pannonischen und unteren Donau seit 164 n. Chr. 16 Jahre lang geführte Krieg ist von ganz anderer Art, als es die Römerkriege unter Augustus am Rhein und an der Oberdonau waren. Dort waren die Römer in der Offensive, hier sind sie vom Anfange bis zum Ende in der Defensive; dort war es eine Kriegführung nach vorher berechnetem Plane, hier ließen die Römer ihre Kriegführung durch die Rücksicht darauf bestimmen, wo jeweilig ein Volk sich ihnen am unbequemsten machte, wodurch eine verzettelte Kriegführung entstand; dort endete nach der furchtbaren Varusschlacht kein Friede den Krieg, sondern Festen und Wall schieden die feindlichen Völker ab, hier gab es keine größeren Schlachten, sondern ein Hin- und Herwogen der feindlichen Massen und Treffen mit vorübergehenden Erfolgen und endlich schloß Kommodus mit den einzelnen Völkerschaften Separatfrieden ab mit Schaden für die Römer. Die ostelbischen Völker und die zwei elbsuevischen Völker der Langobarden und Semnonen, die an diesem Kriege teilnahmen, blieben fortan auf dem römischen Boden. Nur die an diesem Kriege auch beteiligten Donausueven blieben in ihren alten Verhältnissen. Den Grund des Krieges, dessen Anfang von der Historia Augusta in M. Antonin. Philos. am besten dargestellt ist, während die späteren Einzelheiten meistens den Auszügen aus Dio Cassius zu entnehmen sind, bildete das Drängen ostelbischer und sarmatischer Völker

nach Süden gegen die römische Grenze. Die ostelbischen Völker, von denen zunächst im Rücken der Markomannen und Quaden die Vandalen am Riesengebirge und die lygischen Burier nächst der Weichselquelle saßen, übten einen Druck auf die suevischen Donauvölker Markomannen und Quaden aus, welche aber nicht gewillt waren, zu weichen, um mit der immerhin großen Macht der Römer in Norikum anzubinden. Als aber der Krieg doch ausbrach, nachdem Vandalen und Burier sich gegen Pannonien und von da erst nach Norikum wandten, wurde der Krieg von den Römern nach den im Vordertreffen stehenden Markomannen der markomannische Krieg genannt. Die Markomannen und Quaden, denen auch die westlicheren Donausueven, Narisker und Hermundurer zur Seite standen, befanden sich nun allerdings im Kriege, aber eigentlich nur, um sich ihrer Sitze zu wehren und blieben auch im Lande, nicht wie die andern Teilnehmer, die neue Niederlassungen auf römischem Boden suchten und erhielten. Mit dieser Niederlassung haben sie ihr Leben im alten Stamme aufgegeben, sie gewinnen eine neue politische Existenz.

Nicht im markomannischen Kriege und nicht auf dem von Norden gerade südwärts führenden Wege, wie Vandalen und Burier, sind die nordöstlichsten Glieder des Vandalenstammes, die Goten und die ihnen nächstverwandten Völker, darunter die Gepiden, in römische Gegenden gekommen. Sie sind von der Unterweichsel her durch Sarmatien nach dem schwarzen Meere gezogen und kamen dann von Osten her in die römischen Provinzen am Ister und Pontus, wo sie 215 mit Kaiser Karakalla in Thracien zusammenstießen. Auch der von gotischen Völkern gebildete Teil des Vandalenstammes ist hier von uns zu berücksichtigen.

Von den am markomannischen Kriege beteiligten Völkern der Elbsueven hatten die semnonischen Sueven zu ihren Nachbarn im Süden die vandalischen Silinger, im Südosten die lygischen Völkerschaften, ostwärts die Burgunder. Sie waren also am ehesten der Gefahr ausgesetzt, in die Bewegung hineingezogen zu werden, sobald die vandalischen Volkszweige der Silinger und Asdinger und die lygischen Völkerschaften gegen Süden abzuziehen begannen. Dies war aber gleich im Anfange des Krieges der Fall, wo Vandalen und Burier sofort erscheinen und neben ihnen werden von Julius Kapitolinus, Historia Augusta in M. Antonin. Philos. c. 22 als Teilnehmer des Krieges aufgeführt Marcomanni, Narisci, Hermunduri, Quadi, Suevi, welche Namen in den auf den markomannischen Krieg bezüglichen Stellen bei

Dio Cassius epitome LXXI. 20. τοῖς Κουάδοις καὶ τοῖς Μαρκομάννοις. πρὸς Σέμνωνας und 21 καὶ Ναρισκαὶ lauten. Es ist der Name Semnonen in dieser Stelle des Dio Cassius die letzte Erwähnung des semnonischen Namens, schon Julius Kapitolinus nennt hier diese Völkerschaft Suevi schlechthin und so geschieht es auch in der Folge stets. Wo diese Sueven, die alten Semnonen, nach dem markomannischen Kriege ihre neuen Sitze zunächst nahmen, wird nicht angezeigt. Kaiser Aurelian triumphierte 274 auch über die Suevi — ihr Wohnsitz ist aber daraus nicht zu ersehen. Erst um 380 erscheinen sie als westliche Nachbarn der Ostgoten, deren König Hunimund sie nach Jordanis mit Glück bekämpfte. Die Ostgoten standen damals unter hunnischer Oberherrschaft. Unter den im Westen der Hunnen und Ostgoten sitzenden Völkern, namentlich den Vandalen in Pannonien und den Sueven, kam um das Jahr 400 eine große Bewegung weiter gegen Westen zur Erscheinung, welche sie 406 nach Gallien und 409 nach Spanien führte. Die Ostgoten nahmen nun Pannonien ein und ihr König Theodomer griff nach Jordanis einen nicht nach Gallien mitgezogenen, sondern in Rätien im Anschlusse an die Alemannen zurückgebliebenen Teil der Sueven unversehens an und erfocht einen Sieg über sie und die ihnen verbündeten Alemannen. Diese Sueven blieben von da an in steter Verbindung mit den Alemannen und es zeigt sich zuerst bei Prokop, der sie und die Alemannen noch als besondere Völker nennt, eine Form Σουάβοι καὶ Ἀλαμανοὶ, dann bei dem Ravennatischen Geographen Suavorum, quae et Alemannorum patria, und bei Paulus Diaconus Suavorum, hoc est Alamannorum gens. Gewöhnlich bleibt aber die alte Form Suevi, der Name wird zwar auch für die Alemannen angewendet, aber unter der Frankenherrschaft noch lange nicht in offizieller Weise gebraucht, noch Herzog Otto II. heißt dux Alemanniae, sein Nachfolger Otto III. 1048 zuerst dux Sueviae in Urkunden, aber bei Schriftstellern sowohl dux Alemannorum, als auch dux Suevorum. Letzterer Name, der bei den mittelalterlichen Skriptoren ebenso, wie im alten Latein ausnahmslos Suevi, nie Suebi geschrieben wird, überwiegt fortan im Gebrauche und ist jetzt das oberdeutsche Schwaben.

Außer den Sueven-Semnonen wurde noch ein zweites elbsuevisches Volk vom markomannischen Kriege ergriffen und dem deutschen Boden entführt, die den semnonischen Sueven nordwestlich benachbarten Langobarden. Ihre Teilname am Markomannenkriege bezeugt nur ein

Fragment aus Petrus Patricius (exc. legatt. Wietersheim-Dahn Völkerwanderung II. 336), ihre Wohnsitze hatten sie vor ihrem Abzuge nach Italien in dem südlichen Teile Pannoniens.

Von den Völkerschaften des Stammes der Vandalen war das aus den beiden Zweigen der Asdinger und Silinger bestehende Volk dieses Namens dasjenige, welches im markomannischen Kriege und auch nachher in den römischen Provinzen Pannonien und Dacien bis zu seinem Abzuge nach Gallien am meisten hervortrat. Im Kriege bedrängten sie die beiden genannten Provinzen, schon während des Krieges fanden die Asdinger dauernde Aufnahme in Dacien, in welchem sich auch die Hauptmasse des Volkes befand, als sie unter ihrem Könige Wisumar von dem Gotenkönig Geberich 331 geschlagen und ihnen dann von Kaiser Konstantin dem Großen, der seinerseits die Goten bekriegte, Pannonien überlassen wurde. In Pannonien waren die Vandalen von Dacien aus auch schon 270 eingefallen, wo sie Aurelian bekriegte. Daß sie unter Kaiser Probus am Rhein gewesen und dort bekämpft worden seien, ist eine nur durch eine verwirrende Satzverbindung des Zosimus Hist. nov. c. 67—69 hervorgerufene irrige Meinung (meine Urgesch. der Franken S. 122). Probus kämpfte allerdings einmal mit den Logionen und ein anderes Mal mit Burgundern und Vandalen, aber in anderen Gegenden, nicht am Rheine. Von Pannonien aus traten die Vandalen mit den Sueven, wie schon bei letzteren erzählt worden ist, den Zug an, der sie 406 nach Gallien und 409 nach Spanien führte, wo die Silinger vernichtet worden sind, während die Asdinger in Afrika ihr letztes Reich gründeten.

Die lygische Völkerschaft der Burier an der Oberweichsel drängte sich zwar im markomannischen Kriege nach der Darstellung seines Beginnes in der Historia Augusta besonders hervor, ohne jedoch im Kriege selbst hervorzutreten, auch die Gesamtheit der Lygier, sofern sie unter Logionen zu verstehen sind, wird in der oben angeführten Stelle des Zosimus ohne Angabe ihres neuen Wohnsitzes genannt, der alte war es aber nicht; denn dort würde sie Probus nicht bekämpft haben.

Die Burgunder werden in ihren neuen Sitzen zuerst in unbestimmter Weise als Urugunder von Zosimus erwähnt, dann neben den Vandalen im Kriege mit Probus in der vorangeführten Stelle des Zosimus. Bestimmter treten sie hervor unter Kaiser Maximian, wo erzählt wird, sie seien von den Goten fast vernichtet worden und hätten

dann sich westwärts gewendet, seien dort von den Alemannen freundlich aufgenommen worden und mit ihnen in Gallien eingefallen. Wie sie sich mit den Alemannen entzweiten und in deren Rücken längs des bisherigen limes transrhenanus sich niederließen, ist schon bei den Hermundurern erzählt worden. Als dann die Vandalen und Sueven durch Rätien 406 nach Gallien zogen, entschlossen sich auch die Burgunder, ihnen zu folgen, erschienen 409 ebendaselbst und erhielten hier von den Römern einen Landstrich zwischen der Aar und Rhone angewiesen.

Die Goten sind unter allen Völkern des vandalischen Stammes, der ostelbischen Germanen, das mächtigste und gefeiertste geworden. Wir haben ihren Auszug durch Sarmatien an den Pontus Euxinus verfolgt bis zum ersten Zusammenstoß derselben im römischen Reiche mit einem römischen Kaiser 215 nach Chr., wo sie Kaiser Karakalla in Thracien antraf, als er von Hellas zu Lande nach dem Hellespont ging, um von da nach Asien überzusetzen. Zur Zeit des Kaisers Philippus Arabs überschritten sie nach Jordanis unter ihrem Könige Ostrogotho die Donau und plünderten Mösien und Thracien, dies erneuerte sich unter dem Gotenkönige Kniva gegen Kaiser Decius, der in einer großen Schlacht gegen die Goten 251 fiel. Auch zur See und in Kleinasien machten sich die Goten furchtbar. In Dacien gewannen sie wohl erst nach Besiegung des Vandalenkönigs Wisumar 331 die Vorherrschaft. Ihre Ausbreitung in Sarmatien ist nicht genau zu bestimmen, von dorther kam der gewaltige Stoß mit dem Hunneneinbruche in Europa 375. Von da an treten nun die Goten als eine die römische Welt bis in ihre Grundfesten erschütternde Macht auf: zuerst die Westgoten in Ostrom, bis sie unter Alarich nach Italien abgelenkt wurden und ein Reich in Gallien und Spanien gründeten, die Ostgoten unter Theodorich gründeten ein Reich in Italien. Aber weder diese gotischen Reiche, noch die Reiche der Burgunder in Gallien, der Vandalen in Spanien und Afrika, der Sueven in Spanien, der Langobarden in Italien sind im Kampfe mit dem römischen Elemente auf die Dauer germanische Reiche geblieben, sie sind, soweit sie nicht ganz untergingen, in romanische Staatenbildungen übergegangen, und da der ganze Vandalenstamm dieses Los teilte, so ist der Stamm der ostelbischen Germanen, etwa einzig die seit 595 mit dem fränkischen Thüringen verbundenen Weriner ausgenommen, dem Germanentum nicht erhalten worden.

7. Des Plinius Namenreihe der germanischen Stämme und die Hermionen des Mela.

Wir haben bisher die beiden Sätze des Tacitus, welche von den Ingävonen, Istävonen und Hermionen, dann im Gegensatze hierzu von den Marsern, Gambriviern, Sueven, Vandalen handeln, einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Nun wenden wir uns zu der von Plinius dem Älteren einige Jahrzehnte vor Tacitus aufgestellten Namenreihe der deutschen Stämme, welche sich in dessen Naturgeschichte im geographischen Teile derselben Buch IV. Kap. 28 findet und mit den eingefügten Ansätzen zu einem Völkerkataloge der einzelnen Stämme in einer den Handschriften am meisten angepaßten, bereits in meiner Schrift über die Völkerstämme S. 32 gegebenen Fassung lautet: Germanorum genera quinque Vandali, quorum pars Burgodiones, Varinnae Charini, Gutones, alterum genus Ingyaeones, quorum pars Cimbri, Teutoni et Chaucorum gentes, proximi autem Rheno Istriaones, quorum pars Cimbri, mediterranei Hermiones, quorum Suevi, Hermunduri, Chatti, Cherusci, quinta pars Peucini Bastarnae contermini Dacis.

Die Stämme bezeichnet Plinius im allgemeinen durch genera als Stämme im wahren Sinne des Wortes, wonach sie auf Abstammung beruhen. Die Namen, mit welchen er die einzelnen Stämme belegt, sind uns meistenteils aus den bisherigen Erörterungen wohlbekannt und wir haben davon, daß wir von unten nach oben, von der jüngeren Germania des Tacitus zu der Namenreihe des älteren Plinius hinaufgestiegen sind, den Vorteil, uns in der bunten Reihe dieser Namen sofort zurechtzufinden. Der erste Name Vandalen ist uns aus der Stämmenamenreihe Marser, Gambrivier, Sueven, Vandalen bekannt, die drei mittleren Namen haben uns lange in dem Satze des Tacitus von den Söhnen des Mannus beschäftigt, nur der letzte Name Bastarnen ist uns noch fremd, weil er in des Tacitus Germania nicht in c. 2 steht, sondern erst c. 46 vorkömmt als Peucini, quos quidam Bastarnas vocant. Dort sind die Bastarnen geschildert als germanische Landsleute, welche den Germanen gleichen in ihrer Sprache, in ihrer Lebensweise, in ihrem Wohnsitze (d. h. nach dessen Lage) und in der Art ihrer Wohnungen — sermone, cultu, sede, domiciliis. Was nun

noch an Merkmalen eines germanischen Volksstammes fehlen soll, weiß ich nicht. Plinius hat den Namen Bastarnen daher mit Recht als seinen fünften Stamm aufgenommen und wir können auch Bastarnen — dies ist ihre appellatio gentica, während das Synonymum Peukiner eine örtliche Benennung nach der Insel Peuke ist — den appellationibus genticis oder nationalen Namen Marser, Gambrivier, Sueven, Vandalen beigesellen.

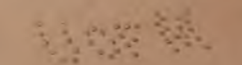
Wir wissen, daß die Vertreter der appellationes genticae den oben angeführten vier nationalen Namen, wozu wir nun auch den Namen Bastarnen rechnen dürfen, die Volkstümlichkeit und Altertümlichkeit vindicierten gegenüber den erst anderswoher und später aufgekommenen Namen Ingävonen, Istävonen und Hermionen. Die Frage ist nun, wie Plinius dazu kam, Namen in einer und derselben Reihe zu mischen, von denen die einen nach der Behauptung der Vertreter der appellationes genticae volkstümliche und altertümliche Namen, die anderen aber weder volkstümlichen noch altertümlichen Ursprunges waren? Wollte jemand sagen, er habe die verschiedenartigen Namen aus verschiedenen Autoren genommen, so wäre dies eine nicht weniger unkritische, als ungenügende Antwort. Unkritisch wäre sie, weil doch erst feststehen müßte, ob Plinius diese Stelle überhaupt aus einem Autor oder gar zweien genommen habe, was schon deswegen fraglich ist, weil römische Autoren zu der Zeit, da Plinius schrieb, dieses Thema kaum schon behandelt haben werden. In seinem Buche ist es zwar fast ausnahmslos Regel, daß er aus Autoren schöpft, ich werde aber unten nachweisen, daß unser Satz gerade eine der wenigen Ausnahmen ist. Die Antwort wäre aber auch ungenügend, da sie die Frage nur verschieben würde; denn es genügt nicht, zu wissen, wie Plinius manipuliert, sondern warum er es gethan hat, und wenn zwei Autoren zwei verschiedene Systeme aufgestellt haben, so wollen wir auch Grund und Wesen der verschiedenen Systeme wissen. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir die Schrift, in welcher unser Satz steht, und den Autor näher betrachten.

Die von der großen schriftstellerischen Thätigkeit Plinius des Älteren geschaffenen historischen, rhetorischen und grammatischen Werke, unter denen sich auch eine von Tacitus in der Geschichte der Feldzüge des Germanikus annal. I. 69, wo er den Plinius Germanicorum bellorum scriptor nennt, benutzte Geschichte der germanischen Kriege der

Römer in 20 Büchern befand, sind sämtlich verloren und es ist uns nur seine Naturalis historia erhalten, welche eine Real-Encyklopädie ist, die in 37 Büchern aus fast allen Gebieten des menschlichen Wissens eine erstaunliche Menge von Notizen enthält, beinahe alle in Auszügen aus griechischen und römischen Werken bestehend, deren er nach seiner Angabe an 2000 benutzt hat und ihre Autoren im Inhaltsverzeichnisse, welches das erste Buch bildet, regelmäßig auch bei seinen Auszügen anführt. Bei der großen Masse von Auszügen auf Gebieten, die Plinius doch nicht alle, ja kaum zum größeren Teile beherrschen konnte, sind viele derselben ohne Verständnis der Sache gemacht und überall sieht man denselben die Eile, die Flüchtigkeit an, mit der sie gefertigt sind, dazu kommt, daß auch bei der Redigierung Plinius eine große Flüchtigkeit und Nachlässigkeit zeigt, wenn auch der Auszug oder die Mitteilung richtig war. In dieser Formlosigkeit ist Plinius das gerade Gegenteil von Tacitus, bei welchem jeder Satz kunstvoll gebaut, jedes Wort abgewogen ist, während in der Encyklopädie des Plinius darauf nicht die geringste Sorgfalt verwendet wird.

Nur Ausnahmen sind es, wenn Plinius in seiner Naturgeschichte etwas vorbringt, von dem er selber sagt, daß er es gesehen habe, wie lib. XVI. c. 1, oder wo wir wissen, daß er in der Lage war, es an Ort und Stelle selbst zu erfahren und sich dies auch äußerlich zu erkennen giebt, was gerade für unsere Stelle von Wichtigkeit ist. Dafür, daß dieselbe kein Auszug aus einem oder gar zwei älteren Autoren ist, spricht nicht nur der Umstand, daß kein Vorgänger des Plinius ein Wort über die im politischen Leben der Germanen auch nirgends hervortretenden genera Germanorum sagt, weder Cäsar, noch Strabo, noch Mela, sondern wir haben dafür auch zwei spezielle Beweisbehelfe, deren einer in den Lebensschicksalen des älteren Plinius, der andere in der Fassung unserer Stelle selbst liegt.

Die Lebensumstände des Plinius führten ihn nicht nur flüchtig, sondern für mehrere Jahre in die römische Rheinprovinz. Plinius hat von seinen jüngeren Jahren an bis zu seinem Tode eine Reihe militärischer Posten bekleidet. So war er in den Jahren 45—52 unter Kaiser Klaudius als Reiteroffizier zuerst mehrere Jahre in der römischen Provinz Gallia Belgica, dann in einer Donauprovinz stationiert und er starb im Jahre 79 als Befehlshaber der Flotte von Misenum. Daß er bei seiner Wißbegierde und Neigung zu schriftstellerischer Thä-



tigkeit in dem militärischen Posten nicht ganz aufging, sondern jede Gelegenheit benutzte, sein Wissen zu bereichern, dafür haben wir Zeugnisse bis zu seinem Tode. Als er während seiner Stationierung in der Gallia Belgica in das Land der Chauken kam, war er ein Beobachter ihrer Lebensweise und konnte es sich nicht versagen, uns dieselbe in seiner Encyklopädie in anschaulicher Weise zu schildern. Und mit seinem Tode wurde er ein Opfer seiner Wißbegierde, indem er bei dem furchtbaren Ausbruche des nahen Vesuves 79 n. Chr. sich dahin begab, um ihn möglichst genau und in größter Nähe zu beobachten, wobei er in den erstickenden Dämpfen seinen Tod fand. Bei seiner mehrjährigen Stationierung an der gallischen Rheingrenze gegen Germanien, ist es auch wahrscheinlich, daß er schon hier den Plan faßte, die Geschichte der germanischen Kriege der Römer zu schreiben, deren Schauplatz von Cäsars Zeiten an in Niedergermanien und im anstoßenden Teile Germaniens, teilweise auch an der Nordsee war, lauter Gegenden, in denen er sich teils selbst befand, teils ihnen nahe war. Während seiner Stationierung daselbst fand auch eine kriegerische Expedition vom Niederrheine durch Friesland bis zu den Chauken statt, an welcher des Plinius Teilnahme höchst wahrscheinlich ist, wie er selbst anzeigt.

Um dieselbe Zeit, da Plinius nach der Gallia Belgica, deren Teil am Rhein bis zu dessen Mündung Niedergermanien hieß, beordert wurde im J. 45, kam dahin der Statthalter Korbulo. Damals suchten die Chauken unter Führung eines Kanninefaten Gannaskus öfters feindlich Niedergermanien und die Küste des belgischen Galliens heim (inferiorem Germaniam incursavere und Gallorum maxime ora vastabat. Tac, ann. XI. 18) und Korbulo beschloß, diesen Feindseligkeiten ein Ende zu machen. Er rüstete Schiffe auf dem Rheine aus, die in die See ausliefen und den Gannaskus verjagten, der sich in das Land der Chauken zurückzog. Dahin verfolgte ihn Korbulo zu Lande und kam zunächst zu den Friesen, die hier am unteren Rheine jenseits des Stromes und als Nachbarn der Chauken wohnten. Korbulo ließ sich von ihnen Geiseln stellen und rückte in das Land der Chauken vor, welche nach der inzwischen erfolgten, hinterlistigen Ermordung des Gannaskus in heftigere Bewegung geraten waren. Als Korbulo eben im Begriffe war, ein Lager zu schlagen, erreichte ihn ein Schreiben des Kaisers, der besorgte, die Völker jenseits des Rheines

möchten dadurch erregt werden, und ihm befahl, über den Rhein in seine Provinz zurückzugehen 47 n. Chr. Die Teilnahme des Plinius an dieser Expedition ist nicht nur durch die militärische Stellung, die er damals in jener Provinz bekleidete, nahegelegt, sondern auch dadurch bestätigt, daß Plinius Nat. hist. XVI. 1 sagt, er sei selbst bei den Chauken gewesen, wobei er seine Verwunderung darüber ausspricht, daß die Chauken sich der römischen Herrschaft nicht fügen wollen. Diese kriegerische Expedition des Korbulo ist vielleicht nach des Plinius Geschichte der germanischen Kriege der Römer in den Annalen des Tacitus XI. 18—20 erzählt.

Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 76, hat vermutet, daß Plinius den Namen Ingävonen, handschriftlich genauer Ingyäonen, als Anwohner der Küste Germaniens an der Nordsee selbst erkundet habe, als er bei den Chauken gewesen. Allein es ist die Frage, ob die Germanen selbst diesen Namen gebrauchten und ihn nicht bloß die Gallier auf ihre germanischen Küstennachbarn anwendeten. Es ist auch nicht einzusehen, warum dem Plinius bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in dem an der Rheingrenze bis zur Mündung des Rheines gelegenen Teile Galliens, bei der unmittelbaren Nachbarschaft der längs des römischen Unterrheines wohnenden Friesen und der mit ihnen vielfach verbundenen, auch in die dem Plinius wohlbekannten Gegenden zwischen Helinius (Waal) und Flevus (Fly) reichenden Chauken (Nat. hist. IV. 29) ihre Benennung als Ingävonen nicht hier zur Kenntnis gekommen sein sollte. Und daß er für die unmittelbaren Nachbarn der Gallier am Niederrhein, die proximi Rheno des rechten Ufers, bei einem mehrjährigen Aufenthalte in dem am linken Ufer desselben Flusses gelegenen Teile Galliens deren Benennung als Istävonen, handschriftlich genauer Istriaonen, nicht gehört haben sollte, ist kaum glaublich und so wird es auch auf Selbsterkundung beruhen, wenn er sagt:  proximi Rheno Istriaones. Was endlich den dritten Namen dieser Gattung Hermiones betrifft, so lag derselbe allerdings ferner, denn man sieht ja jetzt schon, daß die unmittelbaren Nachbarn der Gallia Belgica am Niederrheine oberhalb der Friesen Istävonen, die Nachbarn am untersten Rheine und längs des Ozeans, der Nordsee, Ingävonen waren, also blieb für die Hermionen nur das weiter landeinwärts, von Gallien aus gesehen, liegende Germanien. Indessen hatte schon vor Plinius sein älterer Zeitgenosse Pomponius Mela in seiner unter Kaiser

Caligula im J. 40 oder 41, wie Frick (dessen Ausgabe des Mela pag. V) nachwies, geschriebenen Chorographie dieses Namens sich bedient, um damit die von Gallien aus am weitesten entfernten Germanen zu bezeichnen. Plinius wußte dies, Pomponius Mela steht auch im ersten Buche der Nat. hist. unter den Autoren des vierten Buches angeführt, aber Plinius schrieb in unserer Stelle nicht dem Mela nach, wie wir noch sehen werden, sondern verfuhr selbständig, wenn er auch die allgemeine Bedeutung beibehielt, daß es die Germanen seien in den Landesteilen, die weiter von Gallien entfernt waren, als das Rheinland und die Nordseeküste.

Wir haben aber noch ein anderes Zeichen dafür, daß der unsere Stelle enthaltende zweite Teil des Kapitels Nat. hist. IV. 28 nicht aus Autoren genommen ist, sondern auf Selbsterkundung des Plinius beruht. Wie Plinius bei seinen Auszügen die Namen der Autoren, aus welchen er sie gezogen hat, in seiner Naturgeschichte regelmäßig anführt, so geschieht dies auch in den auf das germanische Nordmeer und Germanien selbst bezüglichen c. 27—29 des vierten Buches, so weit es Auszüge sind. Im Kapitel 27 zeigt Plinius durchweg an, daß er die Nachrichten von anderen habe, und zwar von Timäus, Hekatäus, Philemon, Xenophon von Lampsakus, Pytheas und auch, wo er hier nicht Namen nennt, zeigt er doch die Quelle der von anderen ihm zugekommenen Kunde an als fama, quidam, Romanis armis. Auch im Kap. 28 geschieht dies für die erste Hälfte, wo er an die im Süden des Nordmeers liegende germanische Küste kommt, deren westliches Ende an der Schelde gegen die Gallia Belgica ihm wohl bekannt ist. Dagegen weiß er nicht selbst, wie weit die germanische Küste gegen Skythien sich erstreckt und deshalb werden wieder die verschiedenen Angaben hierüber angeführt mit Nennung der Quelle, aus der er sie hat, als Graeci, quidam, nostri, Agrippa, Graecorum opinino und longitudo ab Agrippa prodita. Von dem Worte prodita an ändert sich dies Alles für den Rest des Kapitels, in demselben sind keine Autoren, keine Romana arma, keine nostri, keine quidam die Quelle, auch der Ton, in dem gesprochen wird, ist ein ganz anderer, nicht mehr, wie ein Referent spricht, sondern das Gesagte wird in bestimmtester Weise wie unter eigener Verantwortung behauptet. Die auf die Worte longitudo ab Agrippa prodita folgenden Worte lauten kategorisch: Germanorum genera quinque mit deren Aufzählung im einzelnen. Dann kommen die längst

in der Geographie für die Römer feststehenden Flüsse und in c. 29 die Inseln im untersten Rheine, dessen persönliche Kenntnis seitens des Plinius schon ein längerer Aufenthalt in Niedergermanien mit sich brachte. Im folgenden Kap. 30, das von Britannien handelt, beginnen dann sofort wieder die Autorenbenennungen Pytheas, Isidorus, Agrippa, Graeci recentiores. Dasjenige Stück des Textes aber in c. 28 und 29, welches die germanischen Stämme, dann die Flüsse und die Inseln im Unterrheine benennt, beruft sich nirgends auf eine Kunde von anderen, sondern giebt sich schon dem Tone nach als eigene Wissenschaft zu erkennen.

Ich zweifle nicht, daß Plinius, so gut er wußte, daß der Genusname, der einheimische, volkstümliche Name der ostelbischen Germanen der Name Vandalen sei, den er beibehalten hat, auch wußte, daß der germanische Genusname der binnenländischen Germanen, die in seiner Namenreihe mediterranei Hermiones heißen, der Name Sueven sei, ja er konnte auch wissen, daß die alten urgermanischen Genusnamen der an Gallien anstoßenden Nordseegermanen und Rheinlandsgermanen Gambrivier und Marser lauteten. Denn so gut die Widersacher der mythischen Dreiteilung aller Germanen bei Tacitus dies in Erfahrung bringen konnten, wird es auch Anderen möglich gewesen sein, welche sich um die im politischen und geschichtlichen Leben der germanischen Völkerschaften, mit denen es die Römer zu thun hatten, wegen der beschränkten Bedeutung der alten Stämme allerdings nicht hervortretenden Stammesverhältnisse bekümmerten, wenn sie nur ihre Aufklärung hierüber aus der richtigen Quelle, durch Aufklärung aus germanischem Munde, erholten, aus welchem die echt deutschen Namen der Volkszweige, welche die Widersacher der mythischen Dreiteilung anführen, allein gekommen sein können. Sie entsprachen zugleich den Sprachzweigen.

Aber es darf nicht übersehen werden, daß die Widersacher der Dreiteilung durchaus nicht sagten, daß diese Namen zu ihrer Zeit noch alle im lebendigen Gebrauche stehen, sie sagen nur, daß dieselben allein nationalen Charakter haben und von Alters her die gebrauchten Namen waren, wenn auch der eine oder der andere zu dieser Zeit obsolet geworden war. Wir wissen aus der Geschichte der alten Stämme, daß die Nordseegermanen schon vor Ankunft Cäsars in Gallien ihren Hauptbestandteil verloren hatten und im wesentlichen auf Chauken und Friesen reduziert waren, daß auch die Rheinlandgermanen schon lange

zuvor ihren halben Bestand an das Keltentum verloren hatten und ihr rechts des Rheines verbliebener Völkerbestand in den Römerkriegen ganz verstört wurde. Es ist sehr fraglich, ob zu des Plinius Zeit 45 n. Chr. selbst ihre Kernvölker Gambrivier und Marser noch dem Namen nach bekannt waren. Daß die germanischen Rheinländer und die Friesen samt Chauken zwei verschiedene Stämme waren, mußte Plinius und jeder Fremde sofort bemerken an dem ganz verschiedenen Sprachtypus eines Rheinländers und eines Friesen. Plinius war darum vor die Wahl gestellt, ob er für diese beiden Nachbarstämme des belgischen Galliens einen obsoleten Namen anwenden sollte oder ob er sie mit einem ihm bei seinem Aufenthalte in Belgien zu Ohren gekommenen, bei den Galliern noch im Gebrauche stehenden, wenn auch geographischen Namen bezeichnen sollte. Es war eine solche Anwendung schon vor ihm auf einen germanischen Bevölkerungsteil, wie uns bekannt ist, von einem römischen Geographen mit einem dritten Namen dieser Gattung, dem Namen Hermionen geschehen in der Chorographie Melas, von der oben schon die Rede war.

In Melas Chorographie füllt die Beschreibung Germaniens nur ein einziges Kapitel III, 3. Die Umgrenzung Germaniens bezeichnet Mela zuerst im Westen durch den Rhein von seiner Mündung längs seiner Ufer bis zu den Alpen, im Süden durch die Alpen selbst, im Osten durch die Nachbarschaft sarmatischer Völker, im Norden durch die Küste des Ozeans. Am Schlusse kommt er auf den nordischen Ozean zurück mit der Aufzählung der in denselben mündenden Flüsse: in oceanum Amissis, Visurgis, Albis. Wie man sieht geht er von Westen nach Osten und über der Elbe — super Albim — schließt er noch den Codanus sinus an, der ihm durch die vielen darinliegenden Inseln so zerteilt erscheint, daß hier das Meer nusquam mari simile est, sondern diffusum facie amnium spargitur. Den Schlußsatz bilden hierauf die Küstenbewohner, ebenfalls von Westen nach Osten, die Kimbern und Teutonen, darüber hinaus als die letzten Germaniens Hermionen — Cimbri et Teutoni, ultra ultimi Germaniae Hermiones. Man sieht, daß Mela die Kimbern und Teutonen nicht zu den Hermionen rechnet, wie auch Plinius dies nicht thut, bei dem sie ausdrücklich Ingävonen heißen. Ebenso sind die Anwohner des Grenzstromes gegen Gallien, des Rheines, keine Hermionen, sie heißen bei Plinius proximi Rheno Istriaones.

Die Namen Ingävonen und Istävonen mochten leicht zwischen geographischen und ethnographischen Begriffen schwanken, wenn man die Bewohner der Nordseeküste und des Rheinlandes nach der Ausdehnung ihrer Sprache zu begrenzen sich gewöhnte, aber die Hermionen waren doch immer noch die außerhalb dieser beiden Grenzstämme landeinwärts sitzende nicht nach Stämmen ausgeschiedene Germanenmasse. So konnte Mela, der von Westen her zuerst die Kimbern nnd Teutonen genannt hatte, mit Recht sagen, daß den weiter gegen Osten gelegenen Teil Germaniens bis zum äußersten Osten, bis zur Ostgrenze Germaniens der letzte Volksteil Germaniens, die Hermionen, bewohnen. Aber ebenso war Plinius im Rechte, wenn er die östlichen Nachbarn der gegen Gallien grenzenden Germanenstämme, die in der Mitte Deutschlands wohnenden Germanen, auch Hermionen nannte. In seiner Namenreihe der germanischen Stämme verband er jedoch damit eine wesentliche, übrigens wissentliche Abweichung von dem für das Wort Hermionen bisher üblichen Sprachgebrauche und von der Ausdrucksweise des Mela, indem er in die Anwendung des Wortes eine dessen Gebrauche bisher fremde Scheidung nach Stammverhältnissen hineintrug. Für den darin begriffenen Stamm der ostelbischen Germanen konnte er einen Namen dieser Gattung nicht mehr verwenden, da es deren nur drei gab, er behielt also hier deren volkstümlichen Namen Vandalen bei und schnitt die Hermionen vor ihnen ab. Nachdem nun der Name Ingävonen von ihm schon zur Bezeichnung des mit dem obsoleten Namen Gambrivier belegt gewesenen Stammes der Nordseegermanen verwendet war, ferner in gleicher Weise der Name Istävonen zur Bezeichnung des mit dem obsoleten Namen Marser belegt gewesenen rheinländischen Germanenstammes gedient hatte, die Vandalen mit ihrem angestammten Namen bezeichnet blieben, so fielen die Hermionen jetzt in seiner Namenreihe, welche Namen von zweierlei Art vermengte, mit dem binnenländischen oder Suevenstamm der Germanen zusammen, was dem Plinius zugleich die Möglichkeit gab, unter den Hermionenvölkern das Versammlungsvolk der Sueven, die Semnonen, mit seinem angestammten Namen Sueven anzuführen. Die Hermionen sind aber durch diese eingeschränkte Anwendung ihres Namens bei Plinius zu mediterranei Germani geworden. Eine Folge davon war weiter, daß eine Verschiedenheit in dem Völkerbestande der Stämme der Sueven, Gambrivier und Marser einerseits und der Hermionen, Ingävonen und Istä-

vonen des Plinius andererseits nicht bestehen kann, weil letztere Namen bei Plinius eben nur die Funktion von Ersatznamen der alten eigentlichen Namen jener drei Stämme übernommen haben und zu substituierten germanischen Stämmenamen gemacht worden sind.

Eine Geschichte der Ingävonen, Istävonen und Hermionen als eigener Völkerverbände giebt es nicht, sondern nur eine Geschichte des Gebrauches dieser Namen. Aus der Reihe der germanischen Stämmenamen bei Plinius sind sie sämtlich, insbesondere auch die neue Bezeichnung medii für die Hermionen, von dem Autor der mythischen Dreiteilung in letztere herübergenommen worden und der von den Gegnern der Dreiteilung erhobene Widerspruch gegen die Volkstümlichkeit und Altertümlichkeit dieser Namen richtet sich mittelbar auch gegen die Namenreihe des Plinius. Ob diese Namen der germanischen oder der gallischen Sprache angehörten, wird wohl eben so streitig bleiben, wie es bis jetzt nicht gelungen ist, eine Entscheidung dieser Frage bei dem Namen Germanen zur allgemeinen Annahme zu bringen. Wäre es möglich, eine sichere keltische Etymologie nachzuweisen, so wäre der in vorstehender Weise geschilderte Hergang außer jeden Zweifel gestellt, aber auch sonst glaube ich, daß er durch die Thatsachen ausreichend gestützt ist, um geschichtliche Wahrheit darin zu erkennen.

